

REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin



65

Besprechungen zu Büchern von Werner Illing, Sven Haupt, Theresa Hannig, Karla Weigand, Jan-Christian Petersen, Anika Beer, Pete Farn, Heinz J. Galle, Dirk C. Fleck, rezensiert von Heering Haske, Thomas Herbach, Marianne Labisch, gekrönt von einem Artikel mit Rezension von Egon W. Krutzer.

Impressum

REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin
Ausgabe 65 – April 2026

Der REISSWOLF der p.machinery basiert auf einer Idee und Realisation von Ünver Hornung und Hans Tilp in den 1980er-Jahren.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2026 p.machinery Michael Haitel

Titelbild: Jean-Louis Servais (Pixabay)
Layout & Umschlaggestaltung:
global:epropaganda
Lektorat & Korrektorat: Michael Haitel
Herstellung: Schalungsdienst Lange oHG,
Berlin

Verlag: p.machinery Michael Haitel
Norderweg 31, 25887 Winnert
michael@haitel.de
www.pmachinery.de
www.reisswolf-magazin.de

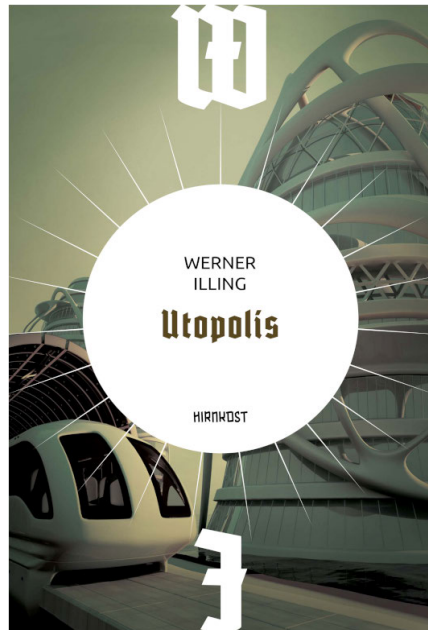
ISSN: 2942-1837
ISBN: 978 3 95765 514 1

Zur Sache

Und auch diesmal sind der guten Dinge drei. Wie gesagt.

Michael Haitel
Winnert
30. April 2026

Bücher & so



Werner Illing
UTOPOLIS
Wiederentdeckte Schätze der deutschsprachigen Science Fiction VIII
Hirnkost Verlag, Berlin, 2025, Hardcover,
444 Seiten, ISBN 978-3-98857-072-7

Die deutsche Science-Fiction hat ein Erinnerungsproblem. Zwischen Kurd Laßwitz und der Nachkriegs-SF klafft im kollektiven Gedächtnis oft ein Loch, das nur selten gefüllt wird. Genau hier setzt die von Hans Frey und Klaus Farin herausgegebene, verdienstvolle Reihe *Wiederentdeckte Schätze der deutschsprachigen Science Fiction* an, dieses Mal mit der Neuauflage von Werner Illings *Utopolis*, einem Roman von 1930, der nicht nur eine Kuriosität darstellt, sondern ein überraschend politisches Dokument der Weimarer Zeit ist.

Illing, Journalist, Filmemacher und später Drehbuchautor, veröffentlichte den Roman ursprünglich in einem sozialdemokratischen Verlag als Auftragsarbeit. Während viele Zukunftsentwürfe der Zwischenkriegszeit autoritäre oder nationalistische Fantasien bedienen, entwirft *Utopolis* eine dezidiert sozialistische Zukunftsordnung. Damit gehört das Buch zu den seltenen deutschen Genretexten jener Epoche, die gesellschaftliche Alternativen nicht als Diktatur, sondern als egalitäres Projekt denken.

Die Handlung beginnt eher klassisch und etwas einfallslos. Zwei Schiffbrüchige, Hein und der Ich-Erzähler Karl, stranden an einem unbekanntem Küstenstreifen und werden von einer fremden Gesellschaft aufgenommen. Diese Gemeinschaft lebt in dem Staat Utopien, der Gleichheit und Freiheit verwirklicht hat. Es gibt keine Luxusproduktion, keine Überproduktion und keine entfremdete Arbeit, Frauen besitzen die gleichen Rechte und Pflichten wie Männer und verhalten sich völlig emanzipiert. Karl und Hein lernen dies alles, zunächst skeptisch und ungläu-

big kennen und wissen alsbald die Vorzüge dieser Gesellschaftsordnung sehr zu schätzen. Das detaillierte Erkunden von Stadt und Land in Utopien durch die beiden wird mit einer etwas kitschigen Liebesgeschichte garniert: Karl verliebt sich in die Erzieherin Jana. Allerdings fällt ein Schatten auf diese scheinbar perfekte Gesellschaft, denn am Rand dieser Welt existiert noch ein Stadtteil von Kapitalisten, die geduldet werden, da sie sich bestimmten Auflagen unterworfen haben. Dort entwickelt man unter Federführung des alten Großkapitalisten Morgon jedoch unbemerkt eine Waffe – einen Hypnosestrahl –, mit dem die Bewohner von Utopien manipuliert werden. Plötzlich sehnen sie sich nach Status, Religion und Konsum. Die in der Hauptstadt Utopolis gelebte Utopie kippt daher. Die Menschen verhalten sich plötzlich wie in längst überwunden geglaubten Zeiten: egoistisch und rücksichtslos, aus luftigen Häusern werden Mietskasernen, aus freier Lebensgestaltung Kneipen, Schmutz und soziale Hierarchie. Es entwickelt sich ein Bürgerkrieg, in den Hein und Karl immer weiter hineingezogen werden. Karl soll als Spion wichtige Informationen über den geplanten Umsturz rausfinden, scheitert zunächst und rettet dann nach blutigen Kämpfen mit vielen Toten doch noch Utopien.

Man könnte sagen, Illing schreibt keine Zukunftsvision, sondern eine politische Versuchsanordnung. Die Frage lautet nicht, wie eine bessere Welt entsteht, sondern wie leicht sie wieder zerstört werden kann. Aus heutiger Sicht wirkt der Roman stellenweise grob konstruiert. Fi-

guren fungieren eher als Argumente denn als Menschen, Wendungen sind vorhersehbar, und das Happy End – der Held stoppt praktisch allein die kapitalistische Unterwanderung – ist nicht gerade subtil. Doch genau darin liegt der historische Reiz.

Utopolis ist weniger ein moderner Roman als ein politisches Gedankenexperiment in erzählerischer Form. Die kapitalistische Verführung erscheint als psychologische Manipulation: Menschen wollen plötzlich Dinge, die sie vorher nicht brauchten. Konsum wird hier nicht als ökonomische, sondern als kulturelle Infektion beschrieben – eine Idee, die erstaunlich aktuell wirkt. Man liest das heute fast wie eine Vorwegnahme späterer Medientheorien: Bedürfnisse entstehen nicht spontan, sie werden erzeugt.

Der Plot der Geschichte erinnert an den Roman *Ökoptopia* von Ernst Callenbach (Original 1975, deutsche Übersetzung 1978), der Ende der 1970er-, Anfang der 1980er-Jahre ein Bestseller in der alternativen Szene war. Auch dort besucht ein Ich-Erzähler, der Journalist William Weston, eine utopische Gesellschaftsordnung, die egalitär und radikal ökologisch orientiert ist, und erlebt eine Liebesgeschichte. Es wäre interessant, herauszufinden, inwieweit *Utopolis* tatsächlich als Vorlage für den Roman *Ökoptopia* diente, der 2022 im Reclam Verlag in einer Neuübersetzung erneut publiziert worden ist.

Erstaunlich hellsichtig zeigt sich der nun beinahe hundert Jahre alte Roman *Utopolis* von Werner Illing gleichwohl hinsichtlich technischer Innovationen einer nahen Zukunft, die mit einer durchaus

überzeugenden technischen Glaubwürdigkeit geschildert werden: Neben den erwähnten Hypnosestrahlen sind dies eine Magnetkissenbahn, selbstfahrende Autos, Fernsehübertragungen, dreidimensionale Fernprojektionen von Personen und Ereignissen sowie das Lernen im Schlaf mithilfe einer entsprechenden Apparatur.

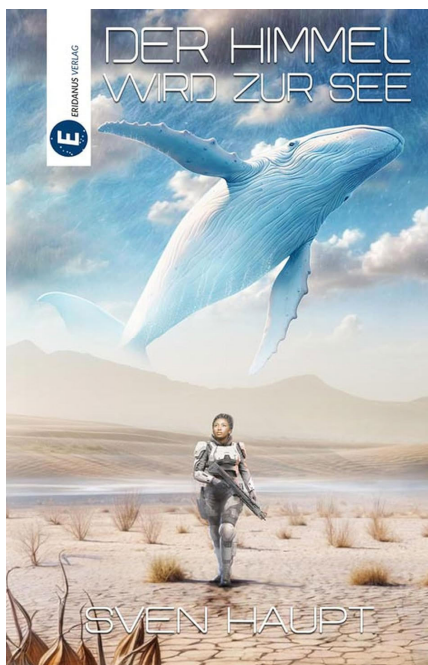
Die sorgfältig editierte und ansprechend gestaltete Neuausgabe im Hirnkost Verlag enthält neben dem 260 Seiten langen Roman und dem Vor- und Nachwort zusätzlich zahlreiche Kurzgeschichten. Dabei zeigt sich ein überraschendes Bild, nämlich dass der Erzähler Illing im kleinen Format teilweise stärker als im großen agiert. Fantastische, ironische und teils expressionistisch gefärbte Texte entfalten eine spielerische Fantasie, die der eher programmatische Roman selten erreicht.

Besonders interessant ist die Geschichte mit dem Titel »Der Modellmensch«, die bereits Fragen stellt, die man heute dem Transhumanismus zuordnet – Optimierung des Menschen durch Technik. Hier wirkt der Autor noch moderner als in seiner großen Zukunftsutopie.

Literarisch ist *Utopolis* kein vergessenes Meisterwerk. Als Roman ist er eher solide als brilliant. Als historisches SF-Dokument hingegen ist er hochspannend. Er zeigt eine Science-Fiction, die nicht von Technikbegeisterung, sondern von Gesellschaftstheorie lebt. Eine Zukunft, die nicht aus Raumschiffen besteht, sondern aus politischer Hoffnung – und deren möglichem Scheitern. Vor allem aber macht das Buch deutlich, dass deutschsprachige SF nie nur Eskapismus war, son-

dern immer auch Ideendiskurs. Die Neuauflage rettet damit keinen Klassiker im ästhetischen Sinn, sondern einen im ideengeschichtlichen. Und genau das macht sie lesenswert: eine überraschend aktuelle Zeitkapsel.

(Henning Heske)



Sven Haupt

DER HIMMEL WIRD ZUR SEE

Eridanus Verlag, Juni 2025, 272 Seiten,
ISBN4-47-946348-3-978

In der Kategorie bester Roman des Jahres 2025 des Kurd-Laßwitz-Preises ist Sven Haupt sogar mit zwei Büchern vertreten. Einmal »Ein Übermaß von Welt«, der am 01.12.2025 erschienen ist. Im Sommer 2025

publizierte Sven Haupts Stammverlag Eridanus noch »Der Himmel wird zur See«. Auch dieser Roman ist nominiert worden.

Beginnend mit dem poetischen Titel, der ein einmaliges Phänomen im Sonnensystem auf so malerische Art und Weise beschreibt und gleichzeitig ein Passwort ist, überzeugt Sven Haupt durch eine geniale Mischung aus einer aufs Rudimentärste reduzierten simplen Geschichte, die vor allem durch den exotischen Hintergrund und die zahlreichen, mit viel Liebe zu Details entwickelten Charaktere lebt.

Fasst man den Inhalt profan zusammen, dann werden wahrscheinlich einige Leser eher abgeschreckt als animiert. Die Raumpilotin Hanna Riley lebt von der Übernahme illegaler Frachtflüge im äußeren Sonnensystem. Sie schmuggelt, was das Zeug hält und hat mindestens die gleichen Sprüche drauf, die Han Solo in den »Star Wars« Filmen auszeichnen. Ihr Chewbacca ist der Roboterfreund Andy.

Von einem mächtigen, aber geheimnisvollen Auftraggeber erhält sie einen lukrativ bezahlten Auftrag. Das reicht noch nicht, um sich zur Ruhe zu setzen, aber es hält die monetären Sorgen in Schach. Sie soll auf die Erde reisen, eine Datenbank bergen und damit die Menschheit retten, welche aufgrund der Kriege zwischen Mensch und Maschine die Erde verlassen hat. Eine unmögliche Mission, die sie nicht nur an ihre Grenzen bringt, sondern ihr Herz auch wieder öffnet.

Dieses Ausgangsszenario hat man in zahlreichen Science-Fiction-Romanen gelesen. Dabei variieren die Kombinationen von Helden wider Willen, die als Söldner anfangen, über sich hinauswachsen und

schließlich sogar eher bereit sind, ihr Leben aufs Spiel anstatt den Auftrag in den Sand zu setzen. Aber Sven Haupt kennt das Science-Fiction-Genre und steuert immer wieder im rasanten Handlungsverlauf aktiv gegen die Klischees.

Das beginnt mit der Protagonistin Hannah Riley. Die Frauen werden in Sven Haupts Geschichte gezwungen, alle zehn Jahre Kinder zu gebären, um den Fortbestand der Menschheit zu garantieren. Hannah Riley hat sich quasi in dieser Hinsicht aus dem Staub gemacht, auch wenn sie vorher einen schmerzhaften Verlust erlitten hat. Sie ist zwar mutig, sportlich, intelligent und waghalsig, aber im Laufe des Handlungsverlaufs agiert sie an keiner Stelle bis zum obligatorischen Finale wirklich aktiv. Viel mehr wird sie durch die Handlung getrieben, ist immer wieder als Fisch außerhalb ihres gewohnten Wassers auf Hilfe angewiesen und schafft es kaum, auf die verschiedenen Gefahren und Herausforderungen zu reagieren.

Nicht umsonst entwickelt Sven Haupt eine Art Running Gag mittels einer sich wiederholenden Abfolge von Szenen, in denen die Protagonistin bewusstlos wird, bewusstlos geschlagen wird oder so müde ist, dass sie mittels eines Beruhigungsmittels einschläft und ausgezogen in einem ihr fremden Bett aufwacht. Hannah Riley ist es selbst peinlich, wie ihre indirekte Kommunikation mit dem Leser zeigt.

Auf klassische Charakterzüge reduziert ist Hannah Riley nicht die Symbolfigur einer Überheldin. Deswegen funktioniert das Buch auch so gut. Sie ist in einer unmenschlichen Zukunft auch teilweise gegen den eigenen Willen zutiefst mensch-

lich mit verschiedenen Stärken, aber auch einigen Schwächen. Und sie scheut sich nicht, das den Lesern als heimliche Beobachter immer wieder mitzuteilen.

Dank der vielschichtigen Charakterisierung seiner Hauptfigur überbrückt Sven Haupt einige der handlungstechnisch angesprochenen »Klischees«, die das Korsett des Romans bilden.

Aber Hannah Riley ist nur die menschliche Spitze einer Vielzahl von sehr unterschiedlichen Charakteren. Sven Haupt leicht ironischen Unterton erkennt der Leser an der Charakterisierung der Auftraggeberin, die als Vampirfrau in einem gigantischen wie fiktiven Schloss im Asteroidengürtel wohnt. Oder Andy, dem teilweise zynischen Roboterfreund, der Hannah Riley immer wieder erdet und auf die Risiken hinweist, um im richtigen Moment zur Stelle zu sein.

Auf der Erde sind es der Jeep Sally – Jeeps haben anscheinend die gleiche Beziehung wie Hunde zu Menschen, sie wollen geliebt werden – oder das robotisierte Faktotum »Nono«, der das Geschehen mit diesem Wort immer wieder kommentiert, aber in einigen Sequenzen zum eigentlichen Held wird. Die geheimnisvolle Krankenschwester und Schlüsselfigur Myra, die sich aus der Position der Ersthelferin zu einer Schlüsselfigur entwickelt. Sven Haupt legt sehr viel Wert darauf, diese Figuren vielleicht immer ein wenig auch am Rande des emotionalen Kitsches nicht nur funktional, sondern vor allem auch dreidimensional zu entwickeln. Auch wenn es Hannah Riley am Anfang nicht so sieht; sie findet auf der Erde nicht nur die entsprechende Datenbank, sondern eine neue Fa-

milie, die Schutz und Stärkung zugleich bietet.

Es sind aber nicht nur die dreidimensionalen, aber auch eckigen Charaktere, welche »Der Himmel wird zur See« zu einem kurzweiligen Lesevergnügen machen. Der Roman zeichnet sich durch ein sehr hohes Tempo aus. Die Handlung springt von einem Bühnenbild zum Nächsten und viele dieser Momentaufnahmen hätten eine ausführlichere Betrachtung verdient. Dabei spannt Sven Haupt auch mittels einzelner Begegnungen – der Schöpfer wird dem Leser lange im Gedächtnis bleiben – weit in die Vergangenheit seiner Geschichte und zeigt die Folgen des Kampfes zwischen den Menschen und der von ihnen erschaffenen künstlichen Intelligenz. Auch hier könnte man argumentieren, dass diese Prämisse spätestens seit den »Terminator«-Filmen nicht ganz neu ist. Das ist zugleich richtig und falsch. Sven Haupt erschafft aus etwas Altem, aus etwas Bekanntem, eben etwas Neues, etwas Bizarres und damit auch Originelles.

Sven Haupts Erde ist eine Art Wunderland. Der Leser muss die Idee akzeptieren, dass sich die Menschheit buchstäblich aus dem Staub gemacht hat. Wahrscheinlich nicht alle Menschen, denn mehrere Milliarden Menschen auf den unwirtlichen Planeten des Sonnensystems zu verteilen, erscheint auch mittels der dargestellten Technik eine zu große Hürde.

Schadprogramme und Ableger von künstlichen Intelligenzen werden in diesem Roman eher dinglich beschrieben. So gibt es den schwarzen Nebel aus Nanopartikeln, der überall eindringen und nur

bedingt durch Explosionen eingedämmt werden kann. Dann gibt es die gigantischen Wale, welche jeglichen Eindringling von außen fernhalten. Die Raben sind die Verteidigungsposten für die Menschheit. Ganz bewusst dreht Sven Haupt die tierische Bedeutung – Raben aggressiv und gefährlich, Wale friedlich und gemütlich – um. Damit erzeugt der Autor nicht nur in Hannah Riley ein gewisses Gefühl der Unbestimmtheit, der Desorientierung.

Im Finale kommt es natürlich zum Kampf der Raben gegen die Wale.

Zur Erde (und damit auch wieder weg) kommt man nur mittels gigantischer Kabel. Kein Fahrstuhl zu den Sternen, wie ihn Arthur C. Clarke in seinem prämierten Roman entwickelt hat. Sondern Transportkabel, an denen Hannah Riley zur Erde gleitet, die sie aber auch nehmen muss, um wieder an Bord ihres Raumschiffs zu kommen. In dieser Hinsicht überspannt Sven Haupt den cineastischen Bogen ein wenig und baut vor Hannah Riley während des Finals noch einige zusätzliche Schwierigkeiten auf. Aber zu diesem Zeitpunkt wünscht sich der Leser nach einer mystischen unterirdischen Stadt; einer Verfolgungsjagd durch dunkle unterirdische Gänge, welche an Sequenzen aus »Indiana Jones und der Tempel des Todes« erinnern und schließlich der Hatz zum Treffpunkt auch einen Moment des Durchatmens. Für solche Augenblicke haben die Autoren den Epilog erschaffen.

Bis dahin wird Hannah Riley mit Myra an ihrer Seite über eine bizarre Erde geschleift, die voller Erinnerungen an die Menschen ist, welche sie verlassen haben. Die Ausgangslage des Konflikts wird in ei-

ner emotionalen Szene beschrieben, dann springt der passive Blick weiter an Konflikt zwischen Mensch und Maschine entlang, bevor nicht zuletzt aufgrund Hannah Rileys eindringlicher und auch für ihr eigenes Wohlbefinden – die »Klapperschlange« lässt ein wenig grüßen – die bisherigen Verhältnisse noch einmal während des Endkampfes zumindest auf der Erde auf den Kopf gestellt werden. Das funktioniert ausgesprochen gut und Sven Haupt gelingt es auch, die Interessen der einzelnen Gruppe gut voneinander abzugrenzen, wobei die über die Erde herrschenden semikünstlichen Intelligenzen – streng genommen, gibt es nur eine echte künstliche Intelligenz in dieser Geschichte und die ergreift früh Partei – fast gesichtslos erscheinen. Natürlich gibt es mit dem Nebel und den Walen deren Handwerkzeuge zu bestaunen, aber dem Genre des Abenteuerromans folgend kommen sie entweder dramaturgisch eine Zehntelsekunde zu spät oder stellen nur scheinbar ein unüberwindliches Hindernis dar.

Vielleicht ist es neben dem humorvollen Ton, in welchem viele der Dialoge bis zur Doppeldeutigkeit geschrieben worden sind; die Vertrautheit mit dem Sujet vor einem exotischen, aber konsequent wie originell entwickelten Hintergrund, beginnend mit dem schon angesprochenen romantisch-melancholischen Titel der Geschichte auch die Nutzung einer geerdeten Heldin mit zahlreichen Schwächen – aber auch einigen Stärken –, die »Der Himmel wird zur See« zu einem so kurzweiligen, packenden, wenn auch aufgrund der bekannten Versatzstücke nicht gänzlich spannenden Abenteuer machen, in

das der Leser wie Hannah Riley vom Himmel kommend eintaucht, in hohem Tempo mitläuft und sich am Ende freut, dass die Geschichte nicht auf einer nihilistischen Note endet. Literarischer Hollywoodstoff, made in Germany und verdammt gut erzählt.

(Thomas Harbach)



Theresa Hannig
ÜBER MORGEN

Hirnkost, September 2025, 132 Seiten,
ISBN0-41-988571-3-978

Der Untertitel »Geschichten aus einer besseren Zukunft« ist nicht ganz richtig. Klaus Farin hat Theresa Hannig angeregt,

die in den letzten Jahren in der T.A.Z. veröffentlichten Kolumnen – keine darf mit dem Buchstaben »K« anfangen und nicht mehr als 3200 Zeichen umfassen – gesammelt in diesem kleinen handlichen Bändchen zu veröffentlichen. Daher sind nicht alle Texte klassische Geschichten, auch wenn die Miniaturen über einen fiktiven Charakter und tiefgründige Gespräche verfügen. Gedankensplitter wäre vielleicht ein passender Begriff. Nicht ganz richtig, auch nicht ganz falsch. Eben wie Karl Heinz Steinmüller in seiner Einleitung sagt: überraschend, schräg, absolut vielfältig und dich irgendwo mit der Gegenwart verbunden.

Einige der Texte sind für die Buchausgabe überarbeitet und mit neuen Titeln versehen worden. Den zweiten Teil bilden die Felix unabhängigen Essays.

Wie die Autorin selbst in ihrem Vorwort erläutert, ist der erste, umfangreich technisch größere Teil der kleinen Kolumnen durch den »Besuch« eines Zeitreisenden Felix aus dem Jahr 2123 entstanden, mit dem sie bei Butterbrot nicht nur einzelne Themen besprechen, sondern auch Einblicke in die Zukunft erhaschen konnte. Allerdings mit »technisch« starken Einschränkungen hinsichtlich potenzieller Paradoxa oder der Aufnahme von Fotos oder der Mitnahme von Gegenständen.

Diese Texte finden sich im ersten Teil der Sammlung, zusammengefasst unter dem Titel »Besuch aus der Zukunft«. Brav stellt sich Felix gleich im ersten Essay vor und liefert einen doppelten Beweis für seine Reise durch die Zeit. Eine Rezension eines Romans, an dem Theresa Hannig noch schreibt und die Lottozahlen von

morgen. Natürlich mit einem kleinen Haken versehen.

Ins politisch Eingemachte geht es gleich mit »Ratiokratie«, in welcher die gegenwärtige demokratische Gesellschaft durch die Einschaltung einer PolitikI ergänzt wird. Hört sich dystopisch an, aber wie in vielen der folgenden Essays nutzt Theresa Hannig diese auf den ersten Blick abstruse Idee, um die gegenwärtigen Schwächen des Systems darzulegen und Optimierungsvorschläge zu unterbreiten. Das unterscheidet sie neben dem lockeren Stil von zahlreichen Auguren, die nur kritisieren, aber niemals wirklich etwas verbessern können. Später kommt der vom TÜV organisierte allgegenwärtige Faktenchecker bei »Auf die Wahrheit geicht« ins Spiel. Neben der Bezahlung von Politikern – erstaunlich ist, dass ausgerechnet im Bundestag die von Felix der Zukunft angesprochenen Gruppen inzwischen sitzen, die in der Zukunft erst noch monetär motiviert werden müssen, um Politiker zu werden – kommt es auf die Bedeutung von Verantwortung an. Vielleicht muss man nicht immer zur Maschine greifen, eine ordentliche Erziehung von Haus aus könnte auch reichen. Aber dann hätte Theresa Hannig zumindest in diesem Fall keine Kolumne.

Wie konträr die Themen sind, zeigt sich gleich bei der nächsten Geschichte. Halloween hat Weihnachten als wichtiges Fest des Jahres in der Zukunft abgelöst. Das wirkt provokativ, aber Felix und Theresa Hannig präsentieren eine Reihe von nachvollziehbaren Argumenten beginnend mit der perfekten Party für die Weihnachtsmuffel – keine Familie, keine Geschenke

und natürlich Süßes statt Fleisch – sowie dem Ventil in politischen Zeiten, welche die Menschen überfordern. Aber Weihnachten ist nicht abgeschafft, aufgrund des fehlenden christlichen Glaubens auf der Nordhalbkugel wurde es nur verlegt, wie Theresa Hannig in »Es weihnachtet sehr« mitteilt. Irgendwie wirkt der Stress aber nur in den Sommer verlegt, wobei die Leute da zumindest am Abend grillen können.

Männer sind auch ein wichtiges Thema, das sich aber dank bestimmter Gendricks in der fernen Zukunft zumindest rollentechnisch abschafft. Da Theresa Hannig Geschichten aus einer besseren Zukunft präsentieren möchte, spielt es auch keine Rolle, ob vor allem die Zwanzigstundenwoche bei adäquatem Lohn mit entsprechender Zeit für die Familie (das gilt für Frauen und Männer) mehr als ein feuchter sozialistischer Traum sein kann. Vielmehr geht es Theresa Hannig um die Tatsache, gegenwärtige Probleme zu extrapolieren und auf den Punkt zu bringen, was ihr auch dank des leicht ironischen Untertons in den vorliegenden Texten gut gelingt. Zusätzlich werden in der Zukunft die Feiertage umbenannt. Die Begrifflichkeiten sollen greifbarer werden, auch wenn der Ratschlag aus der Zukunft an das eigene Ich schon wieder grenzwertig ist. Einmal im Leben. Auf die Arbeit geht die Autorin unter anderem auch in »Landreform« ein. Auch wenn der Versuch, mit einer staatlich organisierten, von Bauernbeamten in der höchsten Besoldungsstufe betriebenen Landwirtschaft die Subventionen und Fehlplanungen ad absurdum zu führen, steckt mit den Hinweisen auf die

Schlachtbetriebe und vor allem den fehlenden Respekt vor Tieren, die sinnlos ihr Leben in einer »Überkonsumgesellschaft« lassen müssen, eine bitterernste Note in dieser Kolumne. Nicht umsonst erteilt ein Edeka den Kunden umgehend Ladenverbot, die an der Fleisch- oder Wursttheke gekaufte Fleisch angesichts der plötzlich erkennbaren Preise einfach in den Regalen entsorgen. Es muss nicht immer jeder ein Vegetarier sein, aber zumindest sollte er sich immer bewusst sein, dass Tiere ihr Leben für dieses Fleisch lassen. Trotz der ganzen Reformen muss den Menschen dank Michael Ende und der Vergänglichkeit noch ein Zeitmanagement angelehrt werden. Das Schöne an den kleinen Kolumnen sind die Bogenschläge, mit denen Theresa Hannig nicht nur die potenziellen Exzesse der Gegenwart erdet – Kunst und KI haben eine sich wiederholende Vergänglichkeit –, sondern über den Teller rand hinaus dem Leser wohlgemeinte Ratschläge gibt. Eben Michael Ende endlich noch einmal oder zum ersten Mal zu lesen. Und das trotz gut 80.000 Buchveröffentlichungen pro Jahr.

Aber nicht nur Soziales und die Politik bei »Die Urlaubsverderber« ist der Übergang allerdings fließend – spielen eine Rolle. In »Agosentis« zeigt Felix auf, dass der Sport der Zukunft den Körper des Athleten und den Geist/die Emotionen des Publikums anrührt. Aber einzelne Aspekte bleiben unberührt. Zynischer ist »Die Urlaubsverderber« mit dem lizenzierten Mittel gegen den Massentourismus. There Hannig ist so gut in Form, dass sich auch gleich das Problem der Reichsbürger angeht und eine natürliche Lösung entwickelt. Viele der hier

gesammelten Kolumnen sind pointiert geschrieben und laden über ein befreites Lächeln zum Nachdenken ein. Aber selten treffen zwei auf den ersten Blick derart konträre Geistesblitze aufeinander und verschmelzen zu einem Ideenfeuerwerk. Oder das, was in der Zukunft das Äquivalent zu einem Feuerwerk ist.

»Verantwortungsvoller Drogenkonsum« dagegen ist eine der Offenbarungen, welche die Ich-Erzählerin nicht unbedingt hören möchte. Während Felix genüsslich an seinem Bierchen nuckelt, sucht sie einen Platz zum Kiffen. In der Zukunft wird im Fach Sozialalutologie natürlich auf die zukünftig perfekte Work Life Balance vorbereitet und der Umgang mit den entsprechenden Stoffen gelehrt, hilfreich ist es im überdrehten Sinne der Erzählerin auch nicht. In ihrem Fall wird in der besseren Zukunft alles »schlimmer«. Aber Theresa Hanning erdet viele Lobbyisten mit nackten Zahlen zum Verhältnis zwischen leichten Drogen und schwerem, aber leicht verkäuflichem Alkohol. Es ist dieser pragmatische, aber nicht simple Ansatz, der einige der gesammelten Kolumnen auszeichnet und bei denen Felix im Grunde eher verbaler Punching Ball ist.

»Schöner Wohnen in echten Bäumen« ist sicherlich der Hopfen angereicherte Traum vieler alternativer Baumeister. Auch wenn sich der mangelnde Wohnraum – Hochbäume mit vielen Etagen als Alternative – schwer ausgleichen lässt, spricht Theresa Hannig zu Beginn mit den unübersichtlichen Regularien und der immer komplizierter werdenden Gesetzgebung ein großes Wort ironisch gelassen aus.

Bei seinen konkreten Prophezeiungen ist der Zeitreisende Felix vorsichtig und so wirkt sein Blick in das Jahr 2025 in »Last BBQ is over« wie eine bitterböse Parodie auf die gegenwärtigen politischen Exzesse als auf eine bessere Zukunft. Der Leser muss bei diesem Beitrag wissen, dass die Autorin nur wissen wollte, ob das aus ihrer Sicht nächste Jahr 2025 besser wird.

»Es ist Wahlkampf« mit ehrlichen Politikern und »Im Atomzirkus« – aus dem beweglichen Zwischenlager für Atommüll wird eine Attraktion – bestechen durch problemorientierte Extrapolation gegenwärtig brennender Probleme, wobei sich der Gesprächspartner der Autorin einige Seitenhiebe nicht verkneifen kann. Aber mit ihren Kolumnen will die Autorin ja auch eher den Finger auf die Wunden legen als reines Salz in sie zu streuen.

»Die letzte Kolumne« des Zeitreisenden-Abschnitts »We Are Family« setzt sich mit der zukünftigen Idee einer komplexen, vielleicht auch irgendwie komplizierten Großfamilie auseinander. Ob sie in der Praxis wirklich genauso gut oder schlecht wie gegenwärtige Lebensgemeinschaften, Ehen oder Patchwork-Familien funktioniert, liegt alleine im Auge des Betrachters.

Das thematische Spektrum der gesammelten Kolumnen reicht von humorvoll, teilweise sich auch ein wenig selbst auf den Arm nehmend bis politisch relevant mit einer Prise Provokation. Felix' zukünftige Lösungen wirken neben praktikabel teilweise auch sehr spekulativ bis bizarr. Vor allem aber sollten sie den Lesern die Augen öffnen, die Scheuklappen entfer-

nen und das gegenwärtige Absurdistan wird ein wenig auf links gedreht. In dieser Hinsicht funktionieren die sehr kurzweilig geschriebenen Texte ausgesprochen gut.

In der zweiten Kolumne der unter »Essays« gesammelten Beiträge schreibt Theresa Hannig, dass sie vor allem einen positiven Blick in die Zukunft richten sollte. Aus diesem Grund wurde auch »Gute Vorsätze für die Zukunft« abgelehnt, obwohl der Grundtenor nicht einmal wirklich pessimistisch ist. Die Autorin schrieb mit »Jahresrückblick/Jahresvorschau 2023« eine andere Fassung, die voller Ideen strotzt und aus vergangenen Ereignissen Positives ableitet. Dabei wirken einzelne Ideen ein wenig absurd und verfehlen die deutlich nachdenklich stimmende erste Fassung. Auch »Mehr Mitleid für das Zukunfts-Ich« weist auf die gegenwärtige Verschwendung hin. Der Tag, an dem die Menschheit die Zukunftsressourcen angreift, kommt immer wieder. Allerdings muss auch darauf hingewiesen werden, dass die Menschheit nach den Thesen des »Club of Rome« aus den Siebzigerjahren nicht mehr auf diesem sozialen Niveau leben dürfte. Vieles ist relativ, auch die zukünftigen sozialen wie technologischen Entwicklungen.

Ebenfalls zu negativ für eine Veröffentlichung ist »Ihr sollt es mal besser haben!«, in dem Theresa Hannig eine Vielzahl von sozial sozialistischen Thesen auffährt, dass die (kapitalistische) Gesellschaft zu wenig macht, damit die Kinder bessere Bildung und damit auch bessere Chancen haben. Natürlich hat die Autorin in einem Punkt recht. Es ist zu wenig Geld da bzw. das Geld wird teilweise falsch

ausgegeben. Einmal, weil Politiker aller Fraktionen generell nicht mit fremdem Geld umgehen können, zum anderen aber auch, weil zu viele Kostenfaktoren unter anderem auch von der EU in den einzelnen Ländern lassen. Hinsichtlich ihrer Argumentationskette wirkt manches eher wie ein wütendes Schema F und ignoriert auch eine gewisse Eigenverantwortung der jüngeren Generation gegenüber den vorhandenen Bildungsmöglichkeiten. Nicht immer ist nur die Schule daran schuld, dass die Schüler nicht einmal ein normales Bildungsniveau erreichen.

In »Wer die Zukunft schreibt« geht es um die Angst vor einer Flut von KI-Büchern. Theresa Hannig argumentiert aus der Position der Autorin. Sicherlich könnte diese Massenware den Markt beeinflussen und schlechten Autoren die Basis nehmen, von der aus sie ihren literarischen Reifeprozess starten. Aber auch das Kaufverhalten der Menschen könnte diesen eher unbekanntem Newcomern den Start vermässeln. Interessant ist, dass die Diskussion sich inzwischen auf die mittels KI geschriebenen Bücher verlagert hat. Vor einigen Jahren gab es Diskussionen, ob überhaupt noch wirklich gelesen wird und Bücher – gedruckt oder als E-Book – eine Zukunft haben. Wie hat ein einflussreicher Analyst vor Kurzem geschrieben. KI ist auch nur eine Software.

»Eine Uhrzeit für den Mond« geht zwar auf das Thema ein, welche Zeitzone auf dem Mond herrschen soll, aber der fehlende Uhrenvergleich vor dem großen Coup in den Kinofilmen verfehlt seine Wirkung. Die Uhr ist wieder bei den zahlreichen Caperfilmen zurück. Vor allem,

weil die allgegenwärtigen Überwachungssatelliten ein Handy im Gegensatz zu einer klassischen Uhr irgendwie immer tracken können. Wäre dann ein wenig dumm gelaufen für die Gangster. Manche Anachronismen sterben niemals aus. Und das ist auch gut so.

Der Leser sollte »SOS-Notruf an die Gesellschaft« vor »Ich bin wütend« lesen. Theresa Hannig präsentiert eine Reihe von erschreckenden Tendenzen und hat in einigen Punkten sicherlich auch recht. Aber wie bei vielen anderen aktuellen Diskussionen lässt sie auch wichtige Aspekte aus. Gewalt gegen Frauen gegen nicht. Ohne Frage. Ohne Einschränkung. Auch die Verrohung der Gesellschaft geht nicht und hier werden wie beim Konsum Grenzen überschritten. Aber der Kapitalismus ist nicht per se schuld. Auch wenn jetzt viel herumgeheult wird, muss auch darauf hingewiesen werden, dass viele Punkte zu einseitig gesehen werden. Neid kommt nicht nur durch sozialen Missstand, sondern auch ein Ungerechtigkeitsgefühl. Ungerecht, wenn viele Menschen Schutz und eine neue Heimat suchen, sich gut benehmen und sich nicht untertänig, sondern normal dankbar zeigen, wie auch die »Einheimischen« sich gegenüber den Gästen und späteren Mitbürgern dankbar zeigen sollten, dass sie uns bei vielen Problemen helfen. Der Knackpunkt ist aber die Ungerechtigkeit, dass Menschen unsere Gesetze, unsere Hilfsbereitschaft missbrauchen, sich daneben benehmen und nicht rausgeschmissen werden. Das sind leider immer noch die Folgen der antiautoritären Erziehung. Und genau dieses Ungerechtigkeitsgefühl ist der Nährboden

für Parteien wie die AfD, die wirtschaftlich im Grunde nichts können und alles versprechen. Alleine eine Rückkehr zur vollen Bandbreite der vorhandenen Gesetze und eine schnelle Abschiebung der Menschen, die ihre neuen Heimatländer nicht respektieren, könnte schon helfen. Wer gerne Verbrechen begeht, kann es doch gerne in seinen Heimatländern weitermachen. Und wenn die Strafen dort drakonischer sind, dann hat er eben Pech gehabt. Und nicht die unschuldigen Opfer. Mit »Wir sind wütend« sucht Theresa Hannig nach einer Erklärung für die gegenwärtige Situation, die leider kein deutsches Phänomen, sondern inzwischen globalisiert worden ist.

Während »Ich bin wütend« darauf hinweist, dass das stoische Ignorieren von Trends oder sozialen Problemen auch zu einem Wandel in nicht selten ungewünschte Richtungen führt, ist »Städte ohne Autos« eines dieser Essays, das an den Klischees rührt. Theresa Hannig schimpft über die Autofahrer, über Straßen ... das wirkt leider naiv. Warum schimpft sie nicht einmal über Fahrradfahrer, denen es vollkommen egal ist, dass sie Verkehrsregeln einhalten müssen? Die Fußgängerwege genauso missbrauchen wie Autofahrer die Fahrradwege. Aber da wird dann nichts gesagt. Natürlich wären Städte ohne Autos perfekt, genau wie Städte ohne größere Geschäfte oder Städte am besten auch ohne Fahrradfahrer. Die Antwort wirkt polemisch, aber wer in einer von Grünen dominierenden Stadt voller Angestellter im Öffentlichen Dienst lebt, die mit ihrer belehrenden Arroganz ein Musterbeispiel für die

Eindimensionalität sind, kann über diese Beiträge leider nicht mehr lachen. Wer Theresa Hannig ein Zukunftskonzept Verkehr entwickelt, dann sollte es schon origineller sein. Vor allem für eine Science-Fiction-Autorin.

»Querdenker im Freundeskreis« und »Berufsoptimistin sein ist ein harter Job« führen die in den vorangestellten Kolumnen aufgeworfenen Themen wieder auf einen »kleineren«, aber deutlich wichtigeren Boden zurück. Der Querdenker wächst wie das Unkraut zuerst im Verborgenen und kommt dann selbst im schönsten Garten an die Oberfläche. Wie verhält man sich den Menschen gegenüber? Schweigt man, um der Konfrontation aus dem Weg zu gehen? Deren Ideen zu absurd erscheinen, als das man sie für eine Diskussion als werthaltig ansieht? Wie in vielen Bereichen gibt es keine Bibel des richtigen Verhaltens ... Felix hat später eine, aber chronologisch in diesem Buch früher die Idee der Reichsbürgerzonen propagiert, in denen sich diese Menschen austoben und später aussterben können. Das Pendel schwingt historisch immer wieder hart in die eine, aber auch andere Richtung. Viele Nachrichten sind negativ, aber der Leser sollte dabei einen kühlen Kopf behalten. Wer Artikel, Kurzgeschichten oder Bücher aus dem 20. Jahrhundert liest – insbesondere die sechziger bis Achtzigerjahre eignen sich in diesem Punkt sehr gut – kann erkennen, dass viele der gegenwärtigen Tendenzen auch da relevant gewesen sind. Die Zeit hat sie geglättet, jetzt sind sie wieder da. Auch der Kapitalismus ist nicht immer nur ein Schreckgespenst, sondern in vielen Punk-

ten auch die notwendige Triebfeder eines verträglichen Fortschritts – das muss kein Widerspruch sein –, aber wichtig ist, dass die Zeichen der Zeit erkannt, eingeordnet und hoffentlich positiv umgeleitet werden. In den drei kleinen Beiträgen blickt Theresa Hannig aus ihrem unmittelbaren Umfeld nach außen, was ein berechtigter erster Schritt ist.

»Sich ertappt fühlen« ist der erste (geschriebene) und gleichzeitig auch letzte (veröffentlichte) Text, bevor Felix in das Leben der Autorin getreten ist. Viele in den vorangestellten Beiträgen angesprochenen Punkte könnten durch den Moment des »sich ertappt fühlen« anders entwickeln, aber dieses schlechte Gewissen – ob berechtigt oder nicht – haben momentan zu wenige Menschen, was schade ist. Eine ebenso gute Eröffnung wie auch ein passender Schlusspunkt für die Kolumnenreihe.

Zwei unterschiedliche Szenen beenden diese kleine Sammlung. Theresa Hannig berichtet von der Besetzung und Räumung Lützeraths, das Dorf, das dem Kohleabbau weichen musste. Die zweite Szene ist eher eine Vision einer idyllischen Zeit ohne die Dinge, welche angeblich diese Zivilisation ausmachen. Ein Post-Corona-Blues ohne Virus. So konträr – realistisch gegen ein wenig verklärt – diese beiden Szenen auch sein mögen, sie unterstreichen noch einmal die Bandbreite der hier gesammelten Kolumnen. Natürlich sollen die Leser nicht nur zum Nachdenken angeregt werden, sie sollen sich auch an den manchmal ein wenig einseitigen, aber mit Argumentationsketten von Theresa Hannig vertretenen Positionen

reiben. Der Tonfall ist trotz der ernsten Themen eher mahnend als belehrend, eher aufklärend als im metaphorischen Sinne bestrafend, was die Lektüre erleichtert.

Nicht alle Beiträge sind Geschichten/Visionen einer besseren Zukunft, aber auch im Pessimismus versucht Theresa Hannig eher eine Tür zu öffnen als eine gänzlich zu schließen. Das macht trotz vielleicht unterschiedlicher, aber demokratischer Ansichten den Reiz dieses kleinen Büchleins aus, dessen Veröffentlichung noch einmal unterstreicht, wie mutig Hirnkost auch in seinem Science-Fiction-Programm voranschreitet und hoffentlich nicht voran geschritten ist.

(Thomas Harbach)

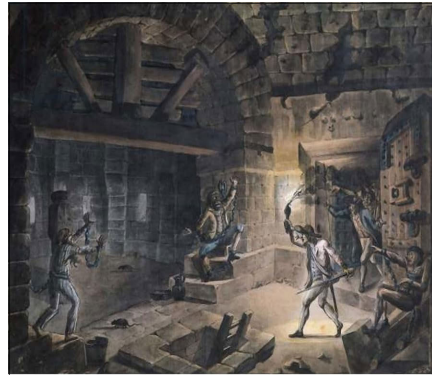
Karla Weigand

KOMMISSAR LAVALLE UND DIE VERSCHWUNDENEN KINDER

Historischer Roman aus der Zeit der Französischen Revolution – nach wahren Fällen

Zwischen den Stühlen 17, p.machinery, Winnert, November 2025, 352 Seiten, ISBN: 978-3-95765-674-2

Wir dürfen Kommissar Lavalles bei seinem dritten Fall begleiten. Es werden immer wieder die Leichen von Kindern gefunden, die fürchterlich misshandelt wurden. Stets stammen die Kinder aus der Unterschicht und der Kommissar erfährt, dass es viele Familien gibt, die ihre Kinder aus Not gegen Bezahlung weggeben. Sie hoffen, dass die Kinder in gut situierten Familien ein besseres Dasein haben oder in der Obhut der Kirche besser aufgehoben



Karla Weigand Kommissar Lavalles und die verschwundenen Kinder

 Zwischen den Stühlen

sein werden. Dass es in der Kirche Menschen gibt, die Kinder verkaufen wird von vielen vermutet, aber Lavalles kann es nicht beweisen. Überhaupt werden die vermissten Kinder von seinen Vorgesetzten nicht als so wichtig angesehen. Besonders dann nicht, wenn womöglich betuchte Bürger in den Fall verstrickt sein könnten. Der Adel hat zwar offiziell an Einfluss verloren, aber offen mit ihm anlegen mag sich doch niemand.

Einmal mehr führt uns die Autorin in längst vergangene Zeiten, in denen wir alte Bekannte, wie den Kommissar und seine Familie treffen. Aber sie tut weit mehr, denn sie schildert diese Zeit des Auf-

bruchs so, dass man sie sich lebhaft vorstellen kann. Man fühlt mit den armen Müttern, die ihren Kindern eine bessere Zukunft sichern wollen, mit, man sieht aus der Ferne, was am Königshof passiert, man erfährt, dass Aufklärer an Zustimmung und Achtung gewinnen, und man fühlt sich in der Familie Lavallo schon fast zu Hause. Man freut sich, dass der Kommissar sich mit seiner Frau ausgesöhnt hat und darüber, dass der junge Bruder seiner Frau auf die rechte Bahn gekommen ist. Wenn der Geschichtsunterricht in den Schulen nur halb so spannend wäre, würden sich bestimmt weit mehr Schüler für dieses Fach begeistern.

Dass der Mordfall fast zur Nebensache »verkommt«, stört daher nicht wirklich.

(Marianne Labisch)

Jan-Christian Petersen

**WAS NACH DER ANALOGEN
REVOLUTION GESCHAH**
BOD, 156 Seiten, www.j-c-p.eu

Jan-Christian Petersen sieht sich als ein Autor, der Menschen verbinden möchte. Nicht nur mit seinen Werken, sondern auch durch sein Engagement für internationale Freundschaften, für den Gedenktag 8. Mai oder Minderheitenkulturen im Exil. Er ist tätig als Dichter, als Kulturvermittler, Journalist, Designer und als Schriftsteller.

Schon der Titel von Jan-Christian Petersens Roman »Was nach der analogen Revolution geschah« ist missverständlich. Eine Revolution ist per Definition eine radikale – das ist richtig – in der Regel auch gewaltsame – das wäre falsch – Verände-

rung der gegebenen politischen – nicht erkennbar – sozialen – Interpretationssache – und ökonomischen – das auf jeden Fall – Bedingungen. Die Wahrheit liegt irgendwo dazwischen, aber der Titel zieht zumindest die Aufmerksamkeit der Leser auf sich.

Vor ungefähr vierzehn Jahren – das lässt sich am Alter der attraktiven, erotisch aktiven, vielleicht auch teilweise als Freizeitprostituierte arbeitenden Protagonistin Aspasia ablesen – hat die Menschheit versucht, die Weltzeit wieder mit der Ekliptik zu synchronisieren. Dazu wurde eine einzige Schaltsekunde initiiert, welche allerdings alle Rechner und damit auch das Internet irreparabel »zerstörte«.

Inzwischen sind vierzehn Jahre vergangen und die Menschheit hat sich weniger an die inzwischen wieder analoge Zeit, sondern an eine seltsame Mischung aus Vorindustrie – so werden Bücher anscheinend auf Schiefertafeln kopiert und es gibt Pferdekutschen als Transportmittel – und dem Leser vertrauten sozialen Trend gewöhnt.

Dr. Achim Strehlitz ist Literaturwissenschaftler und bringt der auf den ersten Blick nicht nur jugendlichen, sondern naiv wirkenden Aspasia die neue Menschheitsgeschichte stellvertretend für den Leser bei.

Im Laufe der Geschichte werden einzelne Aspekte absurd erscheinen. So sind Bücher inzwischen zu einem seltenen Gut geworden, das Wissen der Menschheit wird zwar gehortet, aber anscheinend nicht wirklich genutzt. Der Leser muss akzeptieren, das es erstens angesichts des kompletten und nicht mehr zu reparieren-



den Ausfalls des Internets – eine weitergehende Erklärung bietet der Autor nicht an – kein Rückgriff auf die alten handwerklichen Fähigkeiten gegeben hat. Natürlich ist alles ohne moderne Technik schwieriger und die Transportwege werden länger, aber Jan-Christian Petersen impliziert, dass es nach einer halben Generation immer noch keinen technischen Austausch zwischen der Dritten Welt – dort ist eben nicht alles digital – und der zumindest technologisch, aber auch sozial zusammengebrochenen Welt gegeben hat. Das gipfelt in der Bezahlung von sexuellen Diensten – diese Idee wird angedeutet – durch Muscheln auf dem norddeutschen Land.

Die Grundprämisse wirkt nicht wirklich überzeugend. Als Sozialsatire auf die digitalen Medien, die Unterdrückung jeglicher Eigeninitiative und Kreativität könnte die Idee funktionieren. Aber der Autor spricht seinen Mitmenschen ausgerechnet aus

der Perspektive eines im Grunde lebensunfähigen Literaturwissenschaftlers jegliche Inspiration ab. Unter dieser Prämisse wären die alten Maschinen aus den Museen nicht geholt worden, gebe es keine Rückbesinnung auf das eigentliche Handwerk und hinsichtlich des privaten Lebens auch kein Überleben in den technisch ja hochstehenden Häusern. Es finden sich keine Holz- oder Kohleöfen, nichts wirklich geschleppt und das Leben findet zumindest in den Großstädten wie Berlin noch in einem Rahmen statt. Fackeln braucht man zum Beleuchten der Gebäude genauso wenig wie beim Gang zur Arbeit. Das wirkt alles ein wenig zu simpel konzipiert und auf die eigentliche Plot-idee konstruiert, aber nicht wirklich inspiriert hin geschnitten.

Der Klappentext spricht davon, dass Dr. Achim Strehly das Lebenswerk eines Groschenromanschreibers – auch das erscheint auf den ersten Blick widersprüch-

lich, denn der Autor spricht später davon, vor dem Zusammenbruch der digitalen Welt immerhin über dreißig Romane mit erotisch kitschigem Inhalt veröffentlicht zu haben – in das Literaturarchiv der Universität aufzunehmen. Das bedeutet per Definition das Abschreiben der Texte auf die angesprochenen Schiefertafeln, welche zum Beispiel auf den inzwischen ungenutzten Flächen des Flughafens Tegel ausgelegt werden. Das wirkt wie ein feuchter Traum eines Menschen, der sich niemals wirklich mit der Geschichte der industriellen Revolution beschäftigt hat. Wie haben die Menschen nur den Weg bis zur Schaltsekunde ohne Internet und Computer geschafft? Kann ein Handwerker nicht plötzlich wieder angeleitet von der älteren Generation – das Ereignis liegt ja vierzehn Jahre und nicht vierzehn Jahrhunderte zurück – Maschinen ohne digitalen Komponente bauen? Natürlich müssen Rohstoffe gefördert, transportiert und verarbeitet werden. Aber nicht jeder Bagger braucht einen Computer. Natürlich braucht es Treibstoffe, aber Öl und Gas und Kohle gab es ebenfalls vor der Digitalisierung.

Ein solch markanter Bruch hätte in der Praxis auch zu sozialen Unruhen, zu bürgerkriegsähnlichen Verhältnissen und vor allem zu einer drastischen Reduktion der Bevölkerung geführt. Das Mauerblümchen des technischen Fortschritts wäre vielleicht erkennbar gewesen, aber noch sehr zart. Mit dem ganzen Hintergrund beginnend bei der nicht einmal schlechten Idee – die Angst vor dem Absturz der Computer durch die Umstellung auf das Jahr 2000 ist vielen älteren Menschen noch allge-

genwärtig – geht Jan-Christian Petersen ausgesprochen ambivalent um.

Erst mit der Reise aufs »Land« – in die norddeutsche Heimat des Autors – erweitert der Autor das Spektrum und präsentiert tatsächlich eine Welt, die tatsächlich um ungefähr einhundert Jahre zurückgefallen ist, sich aber dann wieder dem Tourismus zuwendet. Als wenn die Menschen nicht immer noch etwas anderes machen müssen. Aber es ist nicht nur der Exkurs mit dem neuen Zentrum für den wieder entdeckten Schriftsteller – hier versteckt sich eine seltsame Ironie, dann vor der digitalen Revolution hat niemand die besondere »Fähigkeit« des Autors erkannt –, der irgendwie seltsam erscheint. Auch die Konflikte zwischen zwei Familien mit den gegenseitigen Vorwürfen bis zur halbseidenen Vergangenheit im Zweiten Weltkrieg und dem folgenden Aufstieg wirken wie aus einem anderen Buch übernommen und in die laufende Handlung integriert.

Mit Aspasia und dem immer überforderten Dr. Strehlitz setzt der Autor zwei Außenseiter in eine klassische, vielleicht auch klischeehafte norddeutsche Gemeinde und überhäuft sie mit dem alltäglichen Snack. Das wirkt alles plötzlich lebendiger und grundehrlicher als die in der Hauptstadt spielenden Szenen mit den Intellektuellen, die eher eindimensional und pragmatisch charakterisiert worden sind. Das ganze Szenario gipfelt in einer dramaturgisch gut geschriebenen Szene, deren Wirkung bis in die Pointe reicht. Vielleicht ist sie notwendig, um nicht nur Strehlitz die Augen zu öffnen. Vielleicht ist die ganze Sequenz auch als Parodie auf den Literaturzirkus gedacht, dessen Gipfel das

große Porträt Arno Schmidt über dem ehemaligen Flughafen Tegel ist, auf dessen Landebahnen wirklich gigantische Berge von »Zettels Traum« liegen müsste.

Der Grundgedanke ist laut Jan-Christian Petersen in diesem satirischen Endzeitroman – Einschätzung des Autors – auch der Kulturverlust durch das Digitalzeitalter, das der Autor ja mit einer Sekunde abschafft. Dieser Aspekt kommt nicht wirklich zum Tragen. Natürlich ist es die nicht zuletzt durch Strehlitz triebgesteuertes Verhalten – offiziell darf niemand wissen, das er mit dem viel zu jungen Mädchen eine Affäre hat – eine Abrechnung mit der intellektuellen Auseinandersetzung des Literaturbetriebs, der nicht nur nach der analogen Revolution, sondern auch im digitalen Zeitalter zu einer Art Elfenbeinturm geworden ist, dessen »Bewohner« die Bedeutung von Erzählungen und Gedichten als Form der Unterhaltung nicht mehr erkennen. Aber das hat sich danach auch nicht geändert, sodass die satirischen Ideen eher ins Leere zielen. Auch wirkt es ein wenig zu propagandistisch, einseitig von einem Kulturverlust durch das digitale Zeitalter zu sprechen. So sehr auch auf die Riesen wie Amazon geschimpft wird, können viele Autoren ihre Werke dort präsentieren, mit denen sie ansonsten die normalen Konsumenten in den Buchhandlungen nicht erreicht hätten. Projekte wie die Gutenberg-Stiftung mit der Digitalisierung und vor allem kostenlosen Zurverfügungstellung von Texten im Next gäbe es nicht. Wenn Jan-Christian Petersen auf seiner Homepage vom Kulturverlust im digitalen Zeitalter schreibt, dann ist es ja das Wegfal-

len von bestimmten Elementen, welche »Kultur« ausmachen. Normen, Werte, Traditionen und vielleicht auch Fähigkeiten. Dagegen steht aber auch eine gewisse Erneuerung, eine Veränderung dieser Werte, die es selbst im vordigitalen Zeitalter immer wieder gegeben hat. Kultur ist auch eine Verdrängung, ein sich stetig erneuernder Prozess. Das sind alles ambitionierte Schlagwörter, denen Jan-Christian Petersen aber hinsichtlich der Konzeption seines Buches nur bedingt gerecht wird. Die Satire erkennt der Leser neben den Seitenhieben auf den kommerziell gesteuerten Tourismus – am Ende eine Randbemerkung – auch in dem Verhalten der Literaturwissenschaftler, die stoisch nur mit anderen Werkzeugen ihrer im Grunde literarisch wichtigen, alltäglich sinnfreien Tätigkeit nachgehen. Aber das ist nur bedingt ausreichend.

Der Roman weist unabhängig vom sorgfältigen Lektorat eine Reihe von Stärken und Schwächen auf. Zu den Stärken gehören einzelne Szenen wie die anfängliche Party mit dem sexuell eher überforderten Literaten und der lange Zeit eher antreibenden jungen Frau mit einem Hauch von Persiflage in Person des laut rufenden Vorgesetzten; die bizarre Nutzung des Flughafens; die Idee der eingeflochtenen Schaltsekunde, welche der Erzähler wie wahrscheinlich Milliarden andere Menschen live beobachtet haben, und dem finalen Exkurs in die norddeutsche Ebene, direkt vor und hinter dem Deich.

Zu den Schwächen gehört der zu intellektuelle und damit auch eingeschränkte Blick auf die postdigitale Welt. Hier macht

es sich Jan-Christian Petersen viel zu einfach und verschenkt unglaublich viel Potenzial. Die Zeichnung seiner Figuren wirkt unabhängig von den lebendig geschriebenen Dialogen in vielen Punkten zu oberflächlich, zu pragmatisch. Protagonisten müssen keine Sympathieträger sein, damit der Leser sich mit ihnen identifizieren kann. Aber sie müssen Ecken und Kanten haben, sollten lebendig wirken. Das ist hier nicht der Fall.

Und schließlich verspricht der Titel zu viel und hält zu wenig. »Was nach der analogen Revolution geschah ...« im Grunde wenig bis nichts.

(Thomas Harbach)

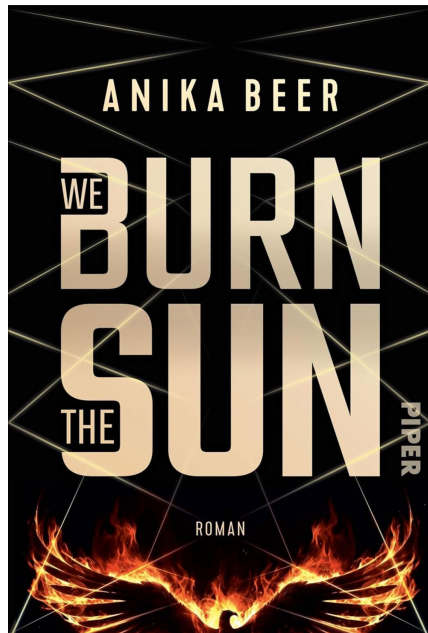
Anika Beer

WE BURN THE SUN

Piper, Mai 2025, 480 Seiten, ISBN-3-978-2-70645-492

Nach »Succession Game« legt Anita Beer einen weiteren Science-Fiction-Roman vor, der allerdings unterstreicht, wie vielfältig das Genre ist. Die 1983 geborene und als Neurobiologin arbeitende und in Bielefeld lebende Autorin ist vor allem durch ihre beiden Vampir-Romane »Die Blutgabe« Trilogie oder »Requiem für einen blutroten Stern« bekannt geworden. Außerhalb des Genres hat sie »Ein Meer aus Sonnenblumen« und »Am Horizont das Meer« publiziert.

Bei ihrem neuen Roman »We burn the Sun« verbindet die Autorin Aspekte des Golden Age wie die auf den ersten Blick antiquierten Piraten mit dem Thema Zeitvorhersage/Wahrscheinlichkeiten – erst später wird für den Leser aus dieser Idee



durch ein allerdings ein wenig aufgesetzt wirkendes Element auch die Zeitreise mit der Erschaffung neuer Wahrscheinlichkeitswelten ersichtlich – vor dem Hintergrund einer dystopischen Zukunft, in welcher im Allgemeinen die Reichen die überwiegend in Armut lebenden Menschen »fressen«. Dass es mit »Eat the Rich« – Paul Bartel lässt grüßen – eine Gegenbewegung gibt, die Morde in der elitären Klasse verübt, ist noch keine ausgleichende Gerechtigkeit, zeigt aber, dass sich die Waage langsam in die andere Richtung bewegt.

Auch wenn Anita Beer eine Reihe von sozialkritischen Elementen in ihre Handlung einführt und den Hintergrund fast so überzeugend wie Kim Stanley Robinson in seiner abenteuerlichen Geschichte »New

York 2140« entwickelt, dominiert anfänglich der Piratenaspekt. Natürlich sind diese Piraten mit ihrer modernen Ausrüstung nicht mehr der Schrecken der Meere, sondern eine Art neuer Robin Hood, welche die automatisch das Meer durchfahrenden Transportschiffe überfallen, plündern und die Beute dann an die zahllosen Armen unter anderem auch in ihrer freien Republik übergeben. Ob teure Luxusgüter alleine das Elend der Massen heben, steht auf einem anderen Blatt. Einer Protagonistin hilft die Beute, sich wieder ordentlich zu kleiden. Jenseits ihrer normalen Budgets.

Der Roman beginnt natürlich – wie es sich für eine Geschichte mit Piraten in der Robin-Hood-Rolle gehört – mit einem spektakulären Coup. Nebenbei erläutert die Autorin einige wichtige Aspekte ihrer zukünftigen Welt. Im Jahre 2091 sind große Teile der Erde durch den Klimawandel überflutet. Mittels der »Nova«-Plattformen will eine Firma den Superreichen schwimmende Habitate präsentieren, auf denen sie in Luxus schwelgen können, während um sie herum den normalen Menschen der Lebensraum untergeht.

In einem spektakulären Coup wollen die Piraten während der Einweihungsfeier die neueste dieser Nova-Plattformen kapern und in ihr Habitat schleppen. Dazu schleicht sich eine kleine Gruppe von Piraten direkt unter die Gäste, während der größte Teil der Flotte außerhalb unter Tarnschirmen liegt.

Im Laufe des ersten Viertels des Romans erhält der Leser wichtige weitere Informationen. Die Physikerin Sorcha Brennan hat zusammen mit ihrem jetzigen

Freund und gleichzeitig Kapitän an Bord eines der einflussreichsten Piratenschiffe Vince eine Maschine entwickelt, mit welcher in alternative Zeitlinien geschaut werden kann. Als sie die Komplexität ihrer Erfindung erkannt haben, stehlen sie die Komponenten und nehmen sie mit. Im Laufe der Handlung stellt die Diplomatin Viv Hargreeves, die am falschen Ort zur falschen Zeit in die Ereignisse mit hineingerissen wird, obwohl sie eigentlich einen anderen Auftrag hat, schließlich die entscheidende Frage: Warum hat der Konzern die Maschine nicht nachgebaut? Hier liegt eine Flanke der Geschichte begraben, die inhaltlich notwendig ist, aber wie eine »Deus ex machina«-Lösung erscheint. Ja, diese »Vorhersage«-Maschine ist nachgebaut worden. Insgesamt wird es am Ende sogar mehr als zwei Maschinen geben. Und nein, es gibt keinen technischen Gleichstand, weil Sorcha Brennans Prototyp noch etwas anderes kann. Mit dieser zusätzlichen technischen Fähigkeit würde die aktive Nutzung auch die anderen beiden Maschinen ad absurdum führen und die sich aus den Vorhersagen bildenden Ereignisse – die Piraten planen ihre Coups nach den Risikoparametern der Maschine – wieder relativieren. So wird aus einer Möglichkeitsberechnung etwas ganz anderes.

Für den anfänglichen Coup hat Sorcha Brennan die Maschine entgegen ihrer eigenen Aussagen nicht befragt. Vielleicht hätte sich die Handlung anders entwickelt. Am Ende steht ein Pyrrhussieg und die sich auf der schwimmenden Insel aufhaltende Viv Hargreeves wird zu einer Art Lieblingsgeisel ... ein Running Joke, wäh-

rend ihre Freundin als Mitglied der örtlichen Polizeikräfte ihr immer wieder nachjagt, während sie unterschiedlich lange in den Händen der Piraten ist, die sich an der Entführung der schwimmenden Insel förmlich festbeißen.

Anita Beer hat ein wenig Probleme, die einzelnen Handlungsfäden zusammenzusetzen. Das Buch aus der Mitte aufziehend gibt es die Mordserie an hochrangigen Führungskräften der Wirtschaft. Die Diplomatin Viv Hargreeves ist im Grunde aufgrund ihrer Ausbildung nicht dafür geeignet, wirklich in diesen Fällen zu ermitteln. Sie kann vielleicht Informationen aufschnappen. Natürlich steht die Mordserie final in einem mittelbaren Zusammenhang mit den Nova Plattformen und ihren Auswirkungen. Natürlich haben Sorcha Brennan und Kapitän Vince nichts wirklich damit zu tun, auch wenn man sie ihnen ein wenig abenteuerlich in die Schuhe schieben will. Natürlich steckt hinter der Mordserie neben der Verunsicherung der Elite auch ein lange geplanter Verrat. Das wirkt auf den ersten Blick überzeugend entwickelt, auf den zweiten Blick allerdings auch ein wenig pragmatisch, um diese Handlungsebene abzuschließen.

Der zweite Komplex ist das Verhältnis zwischen den »Reichen« und den Piraten. Immer ein wenig am Rande der Piratenromantik mit entsprechender Liebesgeschichte, dem rauen Wind um die Nase und der »einer für alle, alle für einen« Mentalität ausgestattet wirkt die Prämisse aus der Vergangenheit, aus der Hochzeit der Piratengeschichte in die Zukunft transportiert. Die Motivation ist klar. Die Reichen schwächen und den Armen geben.

Betrachtet der Leser diese Ausgangsbasis, dann stellen sich einige Fragen. Die Piraten sind technisch derartig gut ausgerüstet, dass sich der Leser unwillkürlich fragt, warum die örtlichen Polizeibehörden – Militär scheint es nicht mehr zu geben – den Kampf nicht längst aufgegeben haben. Da wird in einer spektakulären und cineastisch überzeugenden Szene der kurzzeitig gefangene Piratenkapitän inklusive der sich immer noch von ihrem Kater erholenden Viv Hargreeves aus dem Gefängnis befreit. Auf der einen Seite geht es so einfach, weil die Wahrscheinlichkeiten gefragt worden sind. Auf der anderen Seite scheint es fast naiv zu glauben, die Piraten machen keinen Befreiungsversuch. Das wäre noch akzeptabel. Aber eine schwimmende Insel zu kapern und zu entführen, sie über Hunderte von Meilen wahrscheinlich sogar mit einigen der reichsten Menschen der Welt an Bord zu schleppen, ohne dass trotz Tarnschirmen von unglaublicher Perfektion die Militärs nicht eingreifen und eine Rückeroberung versuchen, erscheint unglaubwürdig. Das funktioniert in den alten Piratenfilmen, weil die Segelschiffe auf beiden Seiten auf den Wind angewiesen gewesen sind und die Piraten vielleicht die leichteren und schnelleren Schiffe hatten. Aber in einem in der Zukunft spielenden Roman angesichts der schon gegenwärtig vorhandenen Technik wirkt es aufgesetzt. Natürlich funktioniert es, so lange der Leser den Verstand ausstellt und sich von der lange Zeit gut geschriebenen und rasant ablaufenden Geschichte einfangen lässt. Aber irgendwann wirkt die Balance zwischen den dekadenten wie arroganten

Reichen und den natürlich sympathischen und clever agierenden Piraten ausgereizt. Vor allem weil alles zwar in einem zufriedenstellenden Höhepunkt gipfelt, der aber zu wenig originell oder innovativ genug ist, um nachhaltig Eindruck zu hinterlassen.

Das zweite Problem ist die Maschine per se. In der Theorie haben die Piraten einen unendlichen Vorteil, weil sie quasi es immer wieder versuchen können, bis alles perfekt ist. Dabei bildet sich allerdings immer wieder eine neue Zeitlinie. Im Umkehrschluss haben die beiden anderen »Maschinen« Schwierigkeiten, sich auf die neuen Gegebenheiten einzustellen, da jede Aktion nicht unbedingt die entsprechend vorhergesagte Reaktion provozieren kann. Das wirkt verwirrend und die Autorin braucht einige Zeit, bis sie die richtige Mischung aus effektiver, allerdings auch immer opportunistischer werdender Nutzung und Glaubwürdigkeit gefunden hat. Die Maschine hinterlässt zumindest bei Sorcha auch Spuren, was ihre Abneigung gegen eine Befragung zu Beginn des Buches unabhängig von der Wichtigkeit der Missionen noch erklärlich macht. Später ist sie gezwungen, es immer wieder zu versuchen. Das gipfelt schließlich in einem nicht mehr grundsätzlich zu ändernden Szenario und einem romantisch kitschigen Moment, der »Titanic« Dimensionen erreicht und gleichzeitig auch die Tür für mögliche Fortsetzungen in dieser Welt öffnet. Damit kein Missverständnis aufkommt. Die Handlung ist in sich abgeschlossen und das Ende auch in dieser Form zufriedenstellend. Aber diese eher rudimentär entwickelte Welt – Anita Beer

lässt es immer wieder bei kurzen Beschreibungen und Andeutungen, anstatt farbenprächtig in die Vollen zu gehen – verlangt im Grunde nach mehr als nur einer Geschichte.

Die Charaktere sind nicht zuletzt dank der pointierten Dialoge überzeugend dargestellt. Die Grenzen zwischen Gut und Böse sind klassisch. Es gibt die kapitalistischen Schurken, die am Ende auch entsprechend bestraft werden. Und es gibt die Guten, auf deren Seite sich Viv Hargreeves nicht aus voller Überzeugung, aber ihrem Verstand folgend schlägt, in Form der Piraten. Bei den Aktionen werden Menschen gefährdet. Vielleicht kommen sogar irgendwie und irgendwo Menschen ums Leben. Aber ihr Kampf wird durch die Ausbeutung der Minderheiten und vor allem den Egoismus der Reichen gerechtfertigt, die alle viel schlimmer sind. Auf diesem Nährboden kann sich auch die natürlich tragisch endende Liebesgeschichte zwischen Sorcha und ihrem Kapitän entwickeln. Anita Beer entwickelt dabei vor allem Sorcha als interessante Person, die in der Theorie mittels ihrer Maschine das Werkzeug zur Heilung von viel auch persönlichem Leid in den Händen hält, aber trotzdem keine Wunder vollbringen kann. Viv Hargreeves lernt der Leser nach einer durchzechten Nacht kennen, was die attraktive Frau sympathischer macht. Ihre persönlichen Interessen gehen ein wenig in der Geschichte unter, auch wenn ihre Lebensgefährtin in ihre Rolle als hochrangige Polizistin vieles anders sieht und auch anders sehen muss. Der Konflikt findet aber nur oberflächlich statt. Viel mehr rennt sie buchstäblich der

von den Piraten auserkorenen Lieblingsgeisel Viv immer hinterher. Einen schlechteren Tag (als Einstieg in die Handlung) als Vivs Freundin kann man mit der Abfolge von kurzzeitigem Triumph und tiefstem Fall aus dem Pantheon schwerlich haben.

Am Ende müssen die beiden Frauen zusammenarbeiten. Sie nicht immer vertrauend und statt miteinander offen zu sprechen, ihre Paranoia pflegend, aber die Zukunft ist in dieser Story aktiv in weiblicher Hand. Positiv ist, dass Anita Beer keine Dreiecksgeschichte voller Eifersüchteleien inszeniert. Konflikte zwischen den beiden Partnerschaften aufgrund ihrer unterschiedlichen Ansichten und Dramen/Bedrohungen gibt es schon angesichts der äußeren Umstände genug, da müssen nicht noch Klischees gepflegt werden.

Alle anderen Figuren inklusive der Piratencrew sind eher pragmatisch entwickelt. Sie agieren, wenn sie gebraucht werden, auf eine einzigartige Art und Weise, aber sie werden als Charaktere, als Persönlichkeiten auch eher eindimensional entwickelt. Das gilt auch für die Schurken, die vielleicht absichtlich wie wandelnde Klischees der arroganten, nur auf den ersten Blick herrschenden Klasse angelegt worden sind. Hier wird eine Reihe von Konfliktpotenzialen auch verschenkt, weil sich die beiden Spannungsbögen – die Mordserie und der fortlaufende unternommene perfekte Coup der Piraten – nur leicht streifen, aber zu wenig unmittelbar berühren.

Auch wenn die Geschichte abenteuerlich in einer fernen Zukunft spielt, greift Anita Beer gegenwärtige Themen auf. Aus-

beutung und Ausgrenzung von Minderheiten und vor allem Wirtschaftsflüchtlingen, von denen eine überschaubare Zahl allerdings zum Betreiben der Plattformen benötigt wird. Die ökologische Katastrophe ist eingetreten und hat den meisten Menschen ihre Lebensräume gestohlen. Anarchie gegen populistisch faschistischen Kapitalismus. Anita Beer baut diese Themen anfänglich verstärkt, im Zuge der immer abenteuerlicher werdenden Handlung aber in den Hintergrund drängend gut in ihren umfangreichen, aber über weite Strecken mit einem Augenzwinkern unterhaltsam zu lesenden Roman ein, ohne dass sie die Leser belehren möchte. Die Protagonisten bewegen sich dabei von der anfänglichen Ignoranz – Viv Hargreeves – aktiv auf die Seite der agierenden Piraten. So ziehen sie die Leser mit, wobei deren Sympathien von Beginn an feststehen.

»We burn the Sun« ist ein eigenwilliger, aber nicht schlechter, sondern unterhaltsamer Versuch, klassische Abenteuerstoffe aus der Vergangenheit mit den Problemen der Zukunft zu einer nicht gänzlich hinsichtlich der dickschen Dimensionen erreichenden Opportunitäten befriedigenden grellbunten und cineastischen Science-Fiction-Adventure Story zu verbinden. In dieser Hinsicht befriedigt »We burn the Sun« vor allem die Sinne, während die sozialkritischen Aspekte ein wenig untergehen.

(Thomas Harbach)



Pete Farn

WELTENSprinter

Navigatoren 3

AndroSF 233, p.machinery, Winnert, Januar 2026, 140 Seiten, Paperback, ISBN 978 3 95765 499 1, E-Book: ISBN 978 3 95765 663 6

Nach »Planet der Navigatoren« – in diesem Fall die eher aus galaktischer Sicht primitive Erde, zu welcher die Handlung final wie kurzzeitig auch zurückkehrt – und »Artefaktenjagd« – eine kunterbunte Jagd durch den Kosmos – präsentiert Pete Farn mit »Weltensprinter« den Abschluss seiner Navigatoren-Trilogie, wobei das hier präsentierte Ende natürlich kein klassischer Abschluss ist. Noch im Epilog

nimmt Pete Farns kurzweilig zu lesende, aber auch stellenweise wie bei den ersten Bänden extrem komprimierte Geschichte noch einmal Fahrt auf und präsentiert ein neues »Abenteuer«, bevor sich der Epilog auf seine eigentliche Aufgabe besinnt und die drei handelnden Personen – mit irdischem Namen Sabine, dazu der deutsche unfreiwillige Anhalterverschnitt Ed und ihr gemeinsames sowie doch nicht gänzlich eigenes Kind Yoong – in eine ungewisse, aber nicht weniger abenteuerliche Zukunft entlassen werden.

Die drei Romane sind jeweils knappe einhundertvierzig Seiten lang. Es empfiehlt sich, die drei Bände im Grunde als ein großes Abenteuer zu sehen und vielleicht auch in einem Rutsch zu lesen. Auf einzelne Aspekte der bisherigen Handlung geht Pete Farn zwar immer in der Fortsetzung ein und versucht sich neben dem sich von Beginn turbulenten und nicht immer nur temporeich sich entwickelnden Plots ein, aber die Entwicklung der Hauptfiguren lässt sich am ehesten ablesen, wenn die jeweiligen Romane gelesen werden.

Mit der unentwickelten, aber über für die Raumfahrt notwendigen Navigatoren verfügenden Erde sowie der Liebesgeschichte zwischen Ed und Sabine hat Pete Farn eine Art deutsche Version von »Per Anhalter in der Galaxis« unter dem metaphorischen Begriff Nerd in Space geschrieben. Im Mittelteil der Trilogie konzentrierte sich der Autor mehr auf den Plot und versuchte, eine Art Schnitzeljagd im All zu inszenieren, was teilweise spannend, aber leider auch in einzelnen Abschnitten die Klischees des Genres bemüht. Daher verpufften die originellen

Ansätze und vor allem auch die pointierten Dialoge des ersten Bandes. Mit »Weltenprinter« kehrt Pete Farn inhaltlich zwar zum ersten Band zurück, kann aber nicht verhindern, dass er einige aus »Artefaktenjagd« übernommene Handlungsteile am Rande des Bekannten weiterentwickeln muss.

Sabine ist schwanger, Ed natürlich der Vater. Auch wenn er sich nicht wirklich daran erinnern kann. Aber zu einer Elternschaft gehören in dieser Geschichte drei. Ihr Baby Yoong sieht nicht nur ganz anders aus, bei der Kombination der Gene hat sich noch eine dritte Partei eingemischt und ganz viel Wert darauf gelegt, dass Yoong seine besonderen Fähigkeiten erhält. Das wirkt nicht besonders originell, zumal die einzelnen Erklärungen im Laufe der Handlung nachgeschoben werden.

Das Problem liegt auch weniger in der Gestalt des Riesenbabys – hier geht Pete Farn die Fantasie förmlich durch und die Wesen der Fünfzigerjahre werden vor den Augen der älteren Leser förmlich lebendig –, sondern in dessen Fähigkeiten. Diese sind – wie oben beschrieben – kein Zufall und beginnen schnell Ed als Navigator zu ersetzen. Ein Teil des Reizes in »Planet der Navigatoren« lag ja in dem Widerspruch, dass ein Nerd als Navigator für die Raumfahrt wichtig ist und das attraktive weibliche Alien als Inkarnation seiner feuchten Träume ihm den Weg zu den Sternen ermöglichte. Mit »Yoong« tritt quasi eine Superinkarnation auf. Bei den verschiedenen Abenteuern inklusive einer Entführung; der Suche nach dem dritten Elternteil und dessen Absichten sowie ei-

nem intergalaktischen Plan, der seit Äonen vorbereitet, aber nicht wirklich umgesetzt wird, dominiert Yoong die Handlung.

Dazwischen finden sich einige Szenen mit dem Blockhaus in einer Lagerhalle, das der Kleinfamilie als zu Hause dient und sie manchmal ermutigt, bis mittags Schlafanzüge zu tragen und Variationen von Scrabble zu spielen, in denen die angesprochenen pointierten Dialoge durchbrechen und Pete Farn eine fast bizarre Situationskomik abseits der ernsten und von einem hohen Tempo gezeichneten Handlung zu entwickeln. Aber diese Momente wirken ein wenig eingeschoben.

Das Familienleben kommt ein wenig zu kurz und bis auf einige Exkurse nutzt Pete Farn diese inhaltliche Opportunität zu wenig, um zum anarchisch-parodistischen Auftakt der Serie zurückzukehren. Neben Yoongs Fähigkeiten taucht er ja in einer noch fragilen Liebesbeziehung auf, macht sich buchstäblich bis zu einer bestimmten Größe breit und wird zum Objekt der Begierde für bislang unbekannte Mächte. Das könnte schon den Rahmen dieser Geschichte sprengen, aber wenn ein Autor eine ungewöhnliche »Familie« in den Mittelpunkt seiner Handlung stellt, dann sollte er sich auch mit dem Verhältnis der einzelnen Figuren untereinander intensiver auseinandersetzen. Die Büchse der Pandora hat Pete Farn am Ende von »Artefaktenjagd« geöffnet und am Ende von »Weltenprinter« lässt er die Leser noch einmal quasi im Off ganz tief in das Behältnis schauen.

Yoong definiert natürlich auch das Verhältnis zwischen Ed und Sabine. Pete Farn muss mütterliche wie väterliche Gefühle

überzeugend präsentieren, was ihm angesichts der rasanten Entwicklung Yoongs zu einem nicht nur gleichwertigen, noch inzwischen unersetzlichen Partner in diese Familie nicht wirklich gelingt. Wie im zweiten Roman nimmt sich der Autor angesichts der Länge der ganzen Geschichte anfänglich die notwendige Zeit, um auf die rasant verlaufende Schwangerschaft und die Entbindung aus dem Nichts heraus zu beschreiben und seine Figuren wieder emotional charakterlich weiterzuentwickeln. Anschließend gibt der Autor wieder Vollgas, um die inzwischen angesammelten und mit der Geburt Yoongs inklusive des Rabendrittelternteils Handlungselemente schnell, effektiv und ein wenig zu hektisch abzarbeiten.

Da wirkt der Abstecher auf die Erde mit der Akzeptanz der Kündigung durch den Arbeitgeber, die Aufgabe der Wohnung und Entsorgung der verbliebenen Habe sowie die Abmeldung des Autos mittels Mails wie ein Moment des melancholischen Atemholens, von denen sich der Leser einige mehr im Laufe dieses Romans wünscht.

Oder der Seitenhieb auf die »Über ...«-Erde. Der Leser kann einen Moment innehalten und herzlich lachen. Auch die Hinweise auf Stuttgart als Hort der heimlichen Schule der Navigatoren mit den entsprechenden Auswirkungen sind ein wunderbar satirischer Seitenhieb, von denen sich der Leser mehr wünscht. Natürlich hat er angesichts des Titels der Geschichte »Weltsprinter« sehr viel in dieser Hinsicht geboten bekommen, aber weniger und deutlich geordneter wäre mehr gewesen.

Aber diese emotional wichtigen Szenen gehen im Laufe des Geschehens unter.

Damit sollen die zahlreichen Actionszenen und Verfolgungsjagden durch das All, das Auftreten einer weiteren seltsamen Rasse voller Geheimnisse und schließlich auch die Rückkehr in das Ausbildungszentrum für Navigatoren, nicht unter das falsche Licht gestellt werden. Das Tempo ist hoch, was zu Oberflächlichkeiten führt. Das Tempo ist aber auch bei den Actionszenen hoch, was zu einer befriedigenden Lektüre mit der Nutzung von allerdings einigen Genreversatzstücken führt.

Pete Farns All ist grellbunt und bizarr. Wieder treffen Ed, Sabine, Yoong und die Leser an ihrer Seite auf eine Reihe von unerklärlichen und teilweise auch final nicht geklärten Rätseln. Sie sind aber weniger von Missionen getrieben, sondern können auf einige Herausforderungen nur reagieren. Durch diese Art der Handlungsführung wirkt der Plot weniger gedrückt, komprimiert als zum Beispiel in »Artefaktenjagd«, bei dem der Autor zu viel auf zu wenigen Seiten präsentieren wollte. Neben den angesprochenen wenigen ruhigeren Szenen versucht Pete Farn eine gewisse Gruppendynamik zu entwickeln, so fern es der allgegenwärtige und vielleicht zu stark überzeichnete Yoong überhaupt zulässt. Das ist ein schmaler Grat, auf dem sich der Autor bewegt, aber in »Weltsprinter« agiert Pete Farn inhaltlich ein wenig freier, ein wenig origineller und greift nicht zu so vielen Versatzstücken wie im in dieser Hinsicht enttäuschenden »Artefaktenjagd«.

Die ganze »Navigatoren«-Trilogie ist – nicht so exzentrisch wie Victor Bodens

Romane – auch durch die Verdichtung der Plots kurzweilige Unterhaltung mit einer guten, aber in diesem dritten Band an die Seite geschobenen guten Idee der unbedarften, aus ihrem Element gerissenen Menschen mit dem besonderen, aber absichtlich auch den Klischees als Couch Potato folgenden Ed im Mittelpunkt. Rückblickend ist und bleibt aber »Planet der Navigatoren« der beste Band der Trilogie und sollte angetestet werden, ob Pete Farns grellbunter Kuchen auch wirklich dem Leser mundet.

(Thomas Harbach)

Heinz J. Galle

ERLEBTE VERGANGENHEIT UND GESTALTETE ZUKUNFT

Erinnerungen eines Freundes der populären Medien an seine Kindheit unterm Hakenkreuz und den Weg ins 21. Jahrhundert
Dieter von Reeken, Lüneburg, 3., ergänzte Auflage, Paperback, 213 Seiten, 125 Abbildungen, ISBN 978-3-911230-22-3

Anlässlich seines 90. Geburtstags ist Heinz J. Galle zum dritten Mal in die eigene Vergangenheit eingestiegen und präsentiert eine überarbeitete Neuauflage seiner ursprünglich 2009 veröffentlichten Mischung aus eigenen Erinnerungen und den von ihm verfassten Kurzgeschichten.

Die Kurzgeschichten sind in dieser Auflage nicht mehr vorhanden. Wer sich mit Heinz J. Gallés literarischem Werk auseinandersetzen möchte, muss auf die bisherigen Veröffentlichungen antiquarisch zugreifen. Viel umfangreicher ist dagegen mit zahlreichen weiteren Bildern; Zeitdokumenten und teilweise Karten die Berli-



Heinz J. Galle

Erlebte Vergangenheit und gestaltete Zukunft

Erinnerungen eines Freundes der populären Medien
an seine Kindheit unterm Hakenkreuz und den
Weg ins 21. Jahrhundert



ner Epoche zwischen 1936 und 1943 geworden.

Neben den einleitenden Worten von Dieter von Reeken ist es Heinz J. Galle selbst, der in seinem Vorwort nicht nur für die Leser, sondern sich selbst zu eruiieren sucht, warum ein Mensch seine Biografie schreibt. Und das nicht nur einmal, denn im Laufe der fast zwanzig Jahre zwischen dem ersten Text und dieser dritten Auflage sind so viele neue Erinnerungen hochgekommen; kamen Impulse von außen und drängten sich andere Ideen auf, dass der Text aufbauend auf etwas Vertrautem moderner, eloquenter, altersweiser und damit auch emotional noch ansprechender geworden ist. Das Gerücht, dass sich ein alter Gaul nicht mehr ändern

kann, wird mit dieser dritten Auflage ein-drucksvoll widerlegt.

Als Sammler von fantastischer Literatur könnte man davon ausgehen, dass das Archivieren, das Dokumentieren des eigenen Lebens ein wichtiger Bestandteil ist. Immerhin hat diese Zeit Heinz J. Galle bewusst durch die wenigen eigenen Erinnerungen, die wie Splitter aus der Tiefe des Gedächtnisses hervorstoßen und wahrgenommen werden wollen und sicherlich unbewusst durch die Erzählungen seiner älteren Schwestern, die Gespräche mit den Eltern und schließlich auch die generelle Dokumentation dieser Zeit geprägt.

Heinz J. Galle macht von Beginn an klar, dass es sich bei den erlebten Erinnerungen um subjektive Eindrücke handelt, die nicht generell durch den politischen Spiegel dieser Zeit betrachtet werden müssen. Natürlich weiß der inzwischen in Ehren gealterte Heinz J. Galle die Propaganda der Nazis, den ständigen Druck der Überwachung genauso einzuschätzen, wie er die Armut der eigenen Familie selbst in den ersten noch friedlichen Kriegstagen zurechtrückt. Arm bedeutet nicht unbedingt, unglücklich zu sein, und mancher Mangel – siehe die Fliegerschokolade – relativiert sich im Laufe des Lebens.

Beginnend mit seiner Geburt in der Berliner Wrangelstraße schaut Heinz J. Galle in die eigene Familienchronik der Galles zurück, beginnt aber auch gleich aktiv das eigene Leben mit einem Schuss liebevoller Ironie zu betrachten. Die ersten Erfahrungen mit der Schwester, das Leben in einer Stadt, die mehr und mehr in den Mittelpunkt der amerikanischen und britischen Bombenangriffe rückt; der

harte Alltag des Vaters mit einem kargen Lohn; das Organisationstalent der Mutter und schließlich sein Leben als Klebstoff am Rock seiner älteren Schwester mit Kinobesuchen in den verschiedenen Berliner Vierteln – je weiter die Filme nach »draußen« wanderten, desto billiger wurden die Eintrittskarten –; die Sammlungen von der Winterhilfe bis zum Altpapier und schließlich neben der Schule auch die beginnende Verschiffung ins Umland. Dazwischen findet sich der von der Partei organisierte Urlaub in Marquartstein. Propheten könnten davon sprechen, dass dieser Urlaub auf später heiligem Grund des Science-Fiction-Fandoms (neben Unterwössen) schon die Wurzeln für Heinz J. Galles lebenslanges Interesse an der Unterhaltungsliteratur im Allgemeinen, aber der utopischen Literatur im Besonderen legte. Aber diesen Stein legte sich Heinz J. Galle noch nicht in den Garten.

Für Kinder ist selbst eine Stadt oder besser ein Land im Krieg immer noch eine Art Abenteuerparadies. Sie sehen die Ereignisse aus ihrer kindlichen Perspektive und so geht Heinz J. Galle bei seinen Erinnerungen vor. Wenn Hitler durch die Straße fährt, dann sind die Häuser mit nationalsozialistischen Fahnen geschmückt. Dass Göring inzwischen im Volksmund Meier heißt, weil die alliierten Bomber inzwischen die deutschen Großstädte in Schutt und Asche legen, ist eine weitere lakonische Anmerkung Galles. Alles innerhalb und gleichzeitig auch außerhalb des politischen Kontextes. Die Nächte im hauseigenen Keller – sicherlich kein echter Schutz gegen direkte Einschläge, wie auch der Eimer voller Sand in der Küche

nichts gegen Brandbomben ausgerichtet – zeigen ohne Polemik die Absurdität des Krieges in Hinblick auf die Schutzmaßnahmen. Die aufklärende, aber in Wirklichkeit belehrende und die Menschen einnordende Propaganda findet sich buchstäblich in Wort – das gegenwärtige Ich schaut auf das »Bübchen«, den Berliner Jungen zeitlich zurück – und Bild – zahlreiche illustrierte Beispiele von Plakaten über Propagandaschriften bis zu den angesprochenen historischen Fotos oder familieneigenen Dokumenten – in dieser Autobiografie. Der Krieg wird von einem lästigen, die Versorgung einschränkenden Übel mehr und mehr zur bitteren Alltagsrealität, bevor er durch die vorrückenden Russen zu einem endgültig lebensbedrohlichen und finalen Schreckgespenst wird. Die Stärke in Heinz J. Galles Erinnerungen liegt in den zahlreichen Zitaten von populären Liedern, dem dickköpfigen Stolz der Berliner und ihrer Fähigkeit, für alles einen neuen Begriff zu erschaffen. Der *Homo kellerisensis* wird an den Bombentagen und in den immer zahlreicher werdenden Bombennächten geboren. Neben den in der Kriegszeit weihnachtstechnischen Notlösungen und den perfiden, an brennende Weihnachtsbäume erinnernden Brandbomben der Alliierten endet dieser erste, deutlich verlängerte und deswegen auch zugänglichere, emotionale, aber nicht kitschige Abschnitt mit heulenden Sirenen und den Zweckgemeinschaften im Bunker.

Die Jahre zwischen 1943 und 1945 unter anderem in Spremberg in der Niederlausitz fügt Heinz J. Galle in seine »Abenteuerurlaub« Erzählungen ein, aber wie eine

Zwangsverschickung als Kind zeigt, ist Abenteuerurlaub nur ein Abenteuer, wenn die Eltern (und nicht nur die Schwester) in der Nähe sind. Immer aus der Perspektive des Kindes erzählt und mit der Weisheit der vergangenen Jahre betrachtet, zeigt Heinz J. Galle indirekt auch auf, wieviel »Glück« seine Familie und er gehabt haben. Lange Zeit konnten sie in der ländlichen Niederlausitz den Bombenangriffen entkommen, während der inzwischen krankheitsbedingt eingeschränkt arbeitende Vater in Berlin für Führer und Vaterland an der Heimatfront seinen Dienst tätigen musste. Die zusammenbrechende Ostfront und damit die Flucht nach Westen erfolgte in einem Zug, die einzelnen Waggons waren jeweils für eine Familie eingerichtet. Für die 250 Kilometer in einem immer schneller zusammenbrechenden Reich und des Bombardement Magdeburgs benötigten die Galle mehrere Wochen. Viele andere Familien haben sich zum Teil zu Fuß oder mit Pferdegespannen aus den Ostgebieten über die kurische Nehrung; natürlich die Ostsee oder auf verschlungenen Wegen immer einen Schritt vor der zusammenbrechenden Front auf den Weg gemacht. Heinz J. Galle bricht aber einen Ast; ein wenig staunend mit einem immer wieder nur einzelne Szenen zeigenden Langzeitgedächtnis versucht er diese chaotische Zeit in die richtige, aber nicht nur nihilistische Perspektive zu rücken.

»Bahrdorf in Niedersachsen« ist das finale Ziel der Galles. Auf dem Lande, in einem heruntergekommenen Hexenhaus und von den Einheimischen nicht unbedingt geliebt. Oft wird vergessen, dass die

Einwohner die deutschen Flüchtlinge – von den Ausländern ganz zu schweigen – höflich gesprochen mit Skepsis, nicht selten auch mit Hass und Neid empfangen haben. Aber zwischen den Zeilen offenbart sich eine interessante Lösung für dieses allgegenwärtige Thema. Keine staatliche Kontrolle; keine Regeln, die Notwendigkeit hat die beiden Gruppen aufeinander zu gehen lassen. Damals wie heute brauchten die Menschen Arbeit, die Einheimischen brauchten Arbeiter. Natürlich war die Zeit härter; es gab keine Arbeitsregelungen und die Bezahlungen fiel manchmal weniger hoch als vereinbart aus. Heinz J. Galle macht deutlich, dass seine Familie arm gewesen ist. Aber arm bedeutet nicht gleichzeitig auch verzweifelt, denn neben dem Organisationstalent ist Improvisation gefragt. Es gab nur wenige Verbrechen. Zumindest wenige Verbrechen, die in die breitere Öffentlichkeit gelangt sind. Das Leben war pragmatisch, beginnend mit dem Sammeln von Fallobst; das Ernten von wilden Kräutern oder die organisierte »Plündererei«, wenn der Dorffunk reiche Beute signalisierte. Immer ein wenig am Rande der lebensnotwendigen Kriminalität, selten einen Schritt darüber.

Für die Kinder – Heinz J. Galles erste Schuljahre ähneln einem zeitlichen wie geografischen Flickenteppich – ein seltsames Paradies, das heute von den Überlebenden dieser Generation nicht selten zu verklärt dargestellt wird. Irgendwie schafft es Heinz J. Galle in einzelnen Abschnitten, auch das Wunderabenteuerland wieder zu relativieren. Ein ewiger Optimist selbst in einem der härtesten Winter des 20. Jahrhunderts, die Suche

nach neuen, aber auch aufgrund der Kriegshinterlassenschaften nicht ungefährlichen Spielplätzen und immer wieder die aus heutiger Sicht manchmal abenteuerlich wirkende, aber effektive Selbstversorgung nicht nur innerhalb der Familie Galle, sondern unter dem Slogan »Selbst ist der Knabe« vom Erzähler selbst, für einen späteren Bücherwurm und Sammler ein abenteuerliches Kind, der vieles erst Jahre später historisch einordnen kann. Aber wie für die Zeit in Berlin und Spremberg gilt auch für die Jahre in Bahrndorf, irgendwie haben die Galles auch immer ein wenig Glück an ihrer Seite gehabt. Aber sie waren auch selbst ihres Glückes Schmied. Manchen Flüchtlingen vor allem in Schleswig-Holstein ist es deutlich schlechter gegangen und die Aufnahmebereitschaft der verschlossenen Bevölkerung war höflich gesprochen, zurückhaltend bis offen feindlich. Begleitet wird dieser relevante Abschnitt von den wenigsten Fotos, aber die Karte von Trizonen oder der Einkauf von Weihnachtskugeln in den Ostgebieten zeigen, wie bizarr und hinsichtlich der Zukunft auch nur auf Sicht zu planende Zeit gewesen ist.

Heinz J. Galle ist immer wieder selbst überrascht, an was er sich teilweise auf den ersten Blick nebensächlich erinnern kann und welche Erinnerungen an wichtige Ereignisse in seinem Leben fehlen. Zumindest basiert seine Liebe für Bücher auf der Plünderung eines Zuges, die Beute seine ersten beiden eigenen Bücher. Mit Bahrndorf endet auf auch der neue, deutlich ausführlichere Teil der Autobiografie.

Mit dem Umzug in die Grenzstadt Helmstedt und später Braunschweig er-

folgte der Wandel vom »Landei“ zum Stadtbewohner auch hinsichtlich seiner lebenslangen Interessen – Musik, Kino/ Filme und schließlich natürlich die Volksliteratur – und seiner Ansichten. Angesichts der Jugendjahre im Vergleich zu den weiteren Lebensjahren wirken die finalen drei oder vier Kapitel teilweise aus dem ersten Buch ohne Aktualisierung übernommen – einige Daten passen nicht zur Neuauflage – plötzlich hektisch. Natürlich war das Leben in den Fünfzigerjahren beginnend mit der aus den USA kommenden Musik und der beginnenden Rebellion der Jugend gegen den eingestaubten Status quo hektisch, aber im Vergleich zu den Kriegsjahren nur positiv aufregend und weniger lebensgefährlich, aber der Leser beginnt die Detailfreude der ersten drei langen Kapitel zu vermissen.

Mit der Grenzstadt Helmstedt tut sich für den jungen Heinz J. Galle eine neue Welt auf. Vier Kinos und Leihbüchereien. Die Liebe zum Volksroman begann über die Western, wie auch die Bewunderung für den heute vergessenen Westerdarsteller William Boyd zeigt. Auch hier blickt das ältere Ich auf die Seherlebnisse des jüngeren Galles zurück und kommentiert die Streifen der Jugend – insbesondere die Zorro-Filme, aber auch die Weissmüller-Tarzan-Abenteuer – mit einer leicht hochgezogenen Augenbraue.

Das ganze Buch erhält – wie im Grunde alle sekundärliterarischen Schriften Heinz J. Galles – seine besondere Note, wenn Fakten zum bedruckten Papier vom Klassiker über den Hefroman oder Zeitschriften zu Flugblättern/Propagandaschriften/Arbeitsanweisungen mit den persönlichen

subjektiven Anmerkungen des Autors zusammenfallen. Das ist in diesem Fall bei der Zeitschrift DIE TARANTEL der Fall, die sicherlich ein Unikat in dem immer noch zweigeteilten, aber grenzdurchlässigen Land darstellte.

In Braunschweig kommt nicht nur cineastisch, sondern auch interessehalber die Musik dazu. Rock'n'Roll ist King. Beginnend mit Bill Haley über den unfreiwilligen Landfriedensbruch – der Justizgaul wiehert, wenn zwei widersprüchliche, sorgfältig auf Schreibmaschine getippte Briefe unter dem gleichen Datum erstellt beim Betreffenden im Briefkasten landen – bis zur Science-Fiction. Die ersten Schritte ins Fandom und die ersten Kurzgeschichten. Im Text verweist Heinz J. Galle noch auf die in der zweiten Hälfte des Buches publizierten Kurzgeschichten und gibt einige Hinweise zu deren Entstehung. Nur in dieser dritten Auflage sind die Kurzgeschichten nicht mehr an Bord.

Mit der Reise zur Berlinale und damit auch den eigenen Wurzeln schließt Heinz J. Galle im Grunde den rein autobiografischen Teil seines Lebens ab, bevor er sich überwiegend mit »Leverkusen-Missionar oder Don Quijote« sowie »Glückspitze, Käuze und Sammlern« der Drogen zuwendet, die über siebzig Jahre sein Leben (mit -) bestimmt hat: den Groschenheften und der Volksliteratur mit einer besonderen Liebe für die Science-Fiction und allen Merch, der damit zusammenhängt. Bilder sprechen mehr als eintausend Worte.

Neben den Hinweisen auf die Entstehung einzelner Werke bzw. Artikel Galles geht es vor allem um die Suche nach den seltenen Stücken für die eigene Samm-

lung. Flohmärkte – inklusive gebuchten Frühaufstehern, nicht selten Haushaltsauflösungen oder beharrliche Briefe an ältere Sammler, in denen zumindest für die Bücher ein Paradies nach dem Tod des Sammlers in Aussicht gestellt wird; die alten Leihbüchereien oder seltener die Börsen waren die Jagdgründe dieser kleinen, immer älter werdenden Schar von in erster Linie Junggesellen, die lieber mit und neben Büchern schlafen als eine Familie zu gründen oder den Hund auszuführen. Heinz J. Galle präsentiert nicht nur einige Kuriositäten, sondern die eigenen Erfahrungen fließen ein. Galle gehört wie einige wenige andere Sammler – der früh verstorbene Heinz-Jürgen Ehrig; augenblicklich Lars Dangel – zu den Buchbesessenen, die nicht wie am Ende von »Fahrenheit 451« die eigenen Schätze im Kopf rezitieren, sondern das an erarbeitete Wissen auch gerne auf eine bodenständige, aber auch präzise Art und Weise teilen wollen. Das zeigt sich in den mehrfach angesprochenen Schriften und Aufsätzen. Natürlich kommen auch die Momente hinzu, in denen »Hätten wir doch damals« die angeblich so teuren Schnäppchen doch gekauft oder die Glückspilze, die aus dem Nichts heraus Seltenes billig erstanden haben. Auf der anderen Seite lässt sich auch hier der Bogen zu Heinz J. Galles Jugend schlagen und das »Hätten wir doch damals« auf die Jugendstrieche und jugendlichen Abenteuer angewendet sollte mit einem nicht« wie in »Hätten wir doch damals nicht« ergänzt werden. Jedes Leben ist eine Art Kreislauf, beginnend mit der Geburt und endend nicht unbedingt mit dem Tod – das wäre zu pro-

saich für Galles Leistung –, sondern in Altersweisheit und Dankbarkeit für die vielen Jahrzehnte, die man auf der Erde weilen durfte. Wie schon erwähnt könnte der »kleine« fantastische Gehalt des Buches reine Interessenten aus dem Genre enttäuschen, aber wer mehr über den Menschen hinter den zahlreichen Sachbüchern finden möchte, braucht nicht weiter zu suchen.

Das Fazit, aber auch die Faszination, das eigene Leben in Worte zu fassen lassen sich leicht dem Vorwort entnehmen:

»Es hat etwas Magisches an sich, wenn im fortschreitenden Alter sich gewisse Erinnerungen wieder ins Bewusstsein hindrängen. Das Langzeitgedächtnis beginnt, längst vergessene Ereignisse an die Oberfläche zu spülen. Gesichter tauchen aus der Versenkung auf, Straßen und Plätze werden vor den geistigen Augen erneut sichtbar. Langsam erkennt der Zeitgenosse, dass diese Kindheitserinnerungen ein Schatz sind, ein Schatz, den es zu pflegen und zu erhalten gilt, was ich ebenfalls anstrebe.

Einer meiner Freunde, Dr. Jürgen vom Scheidt, schrieb mir dazu am 12. Oktober 2025 seine wundervolle Definition: »Atlantis in der Tiefe, das ist meine entwicklungspsychologische These die besagt, dass bei jedem Menschen die Kindheit versunken ist wie einst das sagenhafte Atlantis – dass man diese Schätze aber wieder heben kann, indem man sich, autobiografisch schreibend, auf die Suche macht. Dann steigt der sagenhafte Kontinent aus der Tiefe wieder auf.«

In dieser Hinsicht hat Heinz J. Galle seine Mission erfüllt. Er wird generations-

übergreifend bei älteren Menschen Erinnerungen wecken – und viele Sammler gehören zu Heinz J. Galles Generation –; jüngere Leser werden erkennen, dass die Kriegs- und Nachkriegszeit unendlich schlimmer als die leicht zu beklagende Gegenwart gewesen sind, aber in sich immer den Keim der Hoffnung an eine andere, bessere Zukunft getragen haben sowie Wille und Improvisationsfähigkeiten im positiven Sinne bestimmende Faktoren sind. Wer sich in erster Linie für das Genre interessiert, sei auf die anderen Sachbücher Heinz H. Galles verwiesen. In dieser Fassung von »Erlebte Vergangenheit und gestaltete Zukunft« geht es vor allem nicht nur um erlebte, sondern gelebte Vergangenheit. Damit erfüllt das Buch sein Ziel mehr als zufriedenstellend.

(Thomas Harbach)

Egon W. Kreutzer

Leithammel auf dem Kriegspfad

Dieser Paukenschlag entspringt dem Gewoge der aktuellen Nachrichten, um nach einer Weile in die ruhige See einer Buchrezension zu münden.

Das ist es doch eigentlich, was wir uns wünschen. Dem mörderischen Getriebe ängstiger Ereignisse zu entfliehen, Abstand zu gewinnen und dabei in jenes Wohlgefühl einzutauchen, das wir als »inneren Frieden« bezeichnen, anstatt unsere Energie in Wut und Rachegeleuten sinnlos zu verbrauchen.

Teer Sandmann hat diese Sehnsucht in seinem Buch »Raffen, Sterben, Trance« auf ganz eigentümliche Weise zum Ausdruck gebracht.

Im Traum – für Träume kann man nichts – erschien mir Gott, und ich bat ihn, er möge binnen einer Woche alle töten, die ein bestimmtes Maß an Lüge überschreiten, ein Maß, das ich ihn festzulegen bat ...

Keine Sorge, das ist noch nicht die Rezension, auf die heute alles zuläuft. Sandmanns Buch habe ich schon früher besprochen – er hat darin nur die wichtige Frage aufgeworfen, ob nämlich Gott noch einmal eingreifen wird, wie damals, zu Noahs Zeiten.

Nun war Gott, zumindest der des Alten Testaments, nicht gerade das, was man einen lupenreinen Demokraten nennen würde. »Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine anderen Götter haben neben mir!« Das klingt doch eher nach Absolu-

tismus. Wenn er die Demokratie gewollt hätte, dann hätte sein Gebot doch sinngemäß so lauten müssen: »In freien, gleichen und geheimen Wahlen sollt ihr bestimmen, wer euer Gott sein soll, ihm getreulich dienen bis zur nächsten Wahl und allem widerstehen, was sich dem als Opposition in den Weg stellen will.«

Blickt man heute nach Bad Salzflen, wo es einer Frau aus der Opposition durch unverzeihliches Abstimmungsverhalten einiger Ratsmitglieder gelungen ist, ins Amt des dritten Bürgermeisters gewählt zu werden, zeigt sich, dass Gott mit den seinen ist, die – ganz in seinem Sinne – unverzüglich daran gegangen sind, die Schande ihrer sündigen Wahl, diese Sabine Reinknecht, binnen weniger Tage mit Schimpf und Schande wieder aus dem Amt zu jagen. Fälle dieser Art mehren sich – und überall, wo ernsthafte Demokraten reinen Herzens daran gehen, die Parlamente und vor allem die Regierungsbänke ebenso rein zu halten, ist das Gelingen mit ihnen. Die vielen Einzelfälle zehren allerdings an den Kräften, die dann für die Durchsetzung guter Politik fehlen, sodass die Frage auftaucht, ob dem göttlichen Gebot, sich alle paar Jahre wiederwählen zu lassen, nicht mit einem Verbot der Kandidaten, oder gleich der gesamten oppositionellen Partei, sehr viel effizienter Folge geleistet werden könne.

Da lohnt es sich, am nächsten Wochenende nach Gießen zu schauen, der Stadt mit 90.000 Einwohnern und einer Messehalle, in der am 29. und 30. November die Gründungsversammlung der neuen AfD-Jugend stattfinden soll. Bis zu 50.000 Demonstranten aus dem ganzen Land wollen

anrücken, mit dem erklärten Ziel: Gießen soll brennen!

Nun gut, Feuerstürme, wie sie in Hamburg oder Dresden tobten, wird es in Gießen nicht geben können. Die Stadt ist viel zu klein dafür. Aber für ein »Halberstadt 2.0«, dafür könnte es reichen.

Denn mein ist die Rache, spricht der Herr. Genesis 19:24: *Da ließ der Herr Schwefel und Feuer vom Himmel auf Sodom und Gomorra herabfallen. 19:25. Er vernichtete die beiden Städte und die ganze Gegend, ihre Bewohner und alles, was dort wuchs.*

Und wer sich umdreht, wird zur Salzsäule erstarren.

Blickt man nach Berlin, wo – ganz Deutschland betreffend – noch Schlimmeres im Gange ist, nämlich eine Meuterei aus der jungen Mitte der gottgewollten Regierungspartei heraus, wo einer gültigen Koalitionsvereinbarung zur Rente im Bundestag die Zustimmung verweigert werden soll, mit der möglichen Folge, als Minderheit auf die Stimmen eben dieser verhassten Opposition angewiesen zu sein, dann wird der Ruf nach deren Verbot doch nicht nur lauter, sondern vor allem verständlicher. Gäbe es diese AfD nicht, dann gäbe es auch diese teuflische Option nicht. Dann gäbe es eindeutige Mehrheitsverhältnisse und niemand aus der Union würde wagen, den Rentenkompromiss infrage zu stellen.

Seltsames spielt sich auch auf der großen Weltbühne ab. War es vor achtzig Jahren noch so, dass sich die Sieger darauf einigten, wie es mit Deutschland weitergehen soll und wer welches Stück von der Beute erhalten wird, so einigen sich heute

der Russe Putin und der Amerikaner Trump – als seien beide Sieger – über den Kopf Selenskis und über die Köpfe seiner heimlichen Mitkombattanten, Macron, Starmer und Merz, hinweg, darauf, die Ukraine aufzuteilen und eine Nachkriegsordnung festzulegen. Mit welchem Recht, eigentlich? Das fragt nicht nur die Tagesschau. Und wodurch unterscheidet sich diese Verabredung von jener Verabredung, die schon vor drei Jahren fast wortgleich auf dem Tisch lag, bis Boris Johnson daherkam und einen Strich durch die Rechnung machte?

Man kann gerne auch einen Blick nach Gaza werfen. Wo die Waffen still stehen, bis irgendwo doch wieder jemand den Abzug betätigt, während ein ganzes Volk zwischen Trümmern umherirrt, auf humanitäre Hilfe aus dem Ausland angewiesen, aber ohne jede Perspektive, was den Wiederaufbau und die Rückkehr zur Normalität angeht.

Wollte da nicht Trump Investorengelder lockermachen, um den ganzen Gaza-Streifen in ein Luxus-Ressort zu verwandeln? Und für wen hätte das sein sollen? Und wohin dann mit den Palästinensern?

Ein Flugzeugträger vor der Küste Venezuelas, der nun Jagd auf Drogenkuriere in kleinen Booten machen soll? Ist das nicht, wie mit Kanonen auf Spatzen zu schießen? Ja, wenn es um das Öl Venezuelas ginge, dann wäre ein solcher Kampfkoloss das Mittel der Wahl. Dem hätte Venezuela nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen. Es geht aber nur um Drogen. Oder doch um Maduro, der einfach nicht nach der Pfeife tanzen will? Einen Einmarsch nach Mexiko schließt Trump ja auch nicht aus. Auch wegen der Drogen.

Vielleicht noch ein Nachruf auf die Pa-
role: »Wir sind ein reiches Land. Wir haben Platz!« Der ARD-Sender RBB hat den vielen Platz, den wir haben, endlich gefunden, und zwar auf dem Berliner Markt für Büro-Immobilien:

1.752.000 Quadratmeter Bürofläche stehen leer – bis 2026 kommen weitere 840.000 Quadratmeter hinzu.

Das wäre – ohne den Zuwachs in 2026 – Wohnraum für mindestens 60.000 Menschen (30m²/Person). Da ließe sich doch etwas machen ...! Vor allem, wenn es so weitergeht, wenn steigende Zuwanderung mit steigendem Leerstand korreliert ...

Ja. Da schlägt man schon einmal die Hände über dem Kopf zusammen und flüstert ein banges »Oh Gott! Oh Gott!«

Dirk C. Fleck hat diesen Stoßseufzer zum Titel seines jüngsten Buches gemacht:

Dirk C. Fleck
OHGOTTOHGOTT
Markierungen

Außer der Reihe 104, p.machinery, Winternert, September 2025, 220 Seiten, Paperback, Softcover: ISBN 978 3 95765 473 1, Hardcover: ISBN 978 3 95765 474 8, E-Book: ISBN 978 3 95765 683 4

Beim Lesen wandelt sich dieser Stoßseufzer jedoch ein bisschen ins Spöttische, drückt nicht mehr bloß Angst und Entsetzen aus, sondern erhebt sich ironisch darüber, mit der Erkenntnis: Es ist kein unvermeidliches Schicksal. Ihr habt es in der Hand. Ändert euch, und ihr ändert es.

Aber von vorne.



Vor 55 Jahren in Feuchtwangen, im Kreuzgang des ehemaligen Benediktiner-Klosters, von dem kaum mehr übrig geblieben ist als eben dieser Kreuzgang, saß ich in einer Nische mit einem schon älteren Schauspieler zusammen, der weit in der Welt herumgekommen war. Er war ein Kabbalist. Einer, der aus den Buchstaben eines Namens den Charakter zu deuten wusste, und mir dort im Halbdunkel des Kreuzgangs auf beeindruckende Weise Auskunft über mich gab.

Mühsam, bettelnd, flehend, gelang es mir, ihm einen Teil seines Geheimnisses zu entlocken. Was er konnte, wollte ich auch können. Seither habe ich wohl Tausende von Namen nach seiner Art analy-

siert. Namen von Personen, von Unternehmen, von Organisationen, Ämtern, Behörden, ja sogar Städte und Straßennamen, immer auf der Suche nach der großen, allumfassenden Zahl, die auch die »Zahl der Huren und Heiligen« genannt wird. Diese Zahl verspricht Außergewöhnliches, Leichtigkeit und Tiefe zugleich, Leidenschaft und Liebe, Torheit und Weisheit, alles vermengt in einem Namen, dessen Träger sich sowohl als scheu und introvertiert als auch als das Gegenteil in Erscheinung setzen kann.

»Was wird das hier?«, höre ich Sie fragen.

»Es wird eine Rezension«, antworte ich. Es war nur sehr schwer, den Einstieg zu finden, in ein Buch der Kargheit und der Fülle, des Mutes und der Demut, ein Buch, in dem sich Aberwitz und Weisheit begegnen und einander erst kenntlich machen.

Die Zahl von »OHGOTTOHGOTT« ist nicht, wie ich angenommen hatte, die Zahl der Huren und Heiligen. Auch der Name »Dirk C. Fleck« ergibt nicht diese Zahl. Erst, wenn sie zusammenkommen, wenn Dirk C. Fleck ausruft »Oh Gott! Oh Gott!«, dann ist sie da.

Fleck stellt seinem Buch ein Kapitel eines anderen Buches voran. Teer Sandmann ruft darin nach seinem Gott, bittet ihn darum, all jene zu töten, die der Menschheit und dem Leben selbst unentwegt Schaden zufügen, die machtvolle Lügen in die Welt setzen und in unersättlicher Gier rauben, stehlen, morden...

An der Stelle, an der Sandmann seinen Protagonisten erkennen lässt, dass Gott dies nicht tun werde, beginnt Dirk C. Fleck

seine eigene Reise durch die Schönheit und die Verrücktheit dieser Welt, um zwischen Grobheit, Herrschsucht und Dummheit überall auch die Kraft der Liebe und des Friedens zu finden.

Er errichtet aus vielen kleinen, ausgesuchten Bausteinen ein gewaltiges Gebäude, das eben mehr ist als ein bloßes Sittengemälde unserer Zeit, was im Auge des Betrachters vielleicht Neugier, eher aber Abscheu, oder, schlimmer noch, Langeweile hervorrufen würde.

Fleck gelingt es, in seinem literarischen Gebäude das Alles-Verbindende sichtbar zu machen, auch wenn sich Huren und Heilige bisweilen erst da treffen, wo sich über der spitzesten Spitze des Fensters einer Kathedrale der Hochgotik die Mauersteine wieder verbinden: Er bringt sie zusammen und gibt noch etwas hinzu, das mit »Hoffnung« nur ungenügend beschrieben wäre. Es ist eher die von jedem Zweifel freie Gewissheit, dass sich doch noch alles fügen, alles gut werden wird, auch wenn diese Erde, das Irdische, vielleicht nicht der Ort ist, an dem dies geschehen wird. Es ist sein Appell an das Gute im Menschen, an die Bereitschaft, Einsicht zu zeigen und danach zu leben. Ein Appell, den niemand so gestalten könnte, der von seiner Botschaft nicht vollständig überzeugt ist.

Das ist die Essenz.

Die Form, die Fleck wählte, steht in weiten Teilen im Kontrast dazu. So, zum Beispiel hier:

»Bremen Hbf, nachmittags um halb drei. Wie viele unförmige Kreaturen kann das Auge nehmen, bevor es Hilfe suchend in den Himmel starrt? Monsterärsche über X-Beinen, Hängebäude, die im Vorüberge-

hen mit weiteren Pommes gemästet werden, tätowierte Waden und herabbaumelnde Wurmfortsätze, Hälse, dicker als die darauf sitzenden Köpfe – und das alles in breiter Phalanx auf dich zukommend, feiste Kinder hinter sich herziehend, dich rempelnd verschlingend...

Dabei wollte ich nur meinen Zug auf Gleis 9 erreichen.«

Die Auflösung, die zugleich Synthese ist, findet dann regelmäßig in einer Art von Fußnote statt, so wie hier:

»Hinter jedem Licht steht das Dunkel, jedes Licht ist auf Schwarz gemalt. Seltsamerweise sind es die strahlendsten, klarsten Tage, durch die das Schwarz am intensivsten wahrzunehmen ist.«

Um durch ein Zitat noch einmal erweitert und fortgeführt zu werden.

Ich durchlebe jetzt so unendlich viel, kann kaum darüber sprechen. Mich selbst finde ich jeden Tag unwichtiger. Wie fremd und einsam komm' ich mir manchmal vor! Mein ganzes Leben ist ein großes Heimweh. (Gustav Mahler)

Ich erlaube mir, quasi als Kontrapunkt, noch einen zweiten, letzten Textsplitter, samt Fußnote und Fremdzitat, in diese Rezension einzuflechten. Er findet sich im Essay »Wer spricht in mir, wenn ich mit mir spreche?«

»Am Horizont baden die ostfriesischen Inseln Norderney und Juist im Meer.

Ich schlage den Mantelkragen hoch und lege mich in die Sandmulde einer mit scharfkantigem Seegras bewachsenen Düne, hinter der vier einsame Telegrafmasten stehen, als halten sie nur noch unter sich Verbindung. Atme! Tief und regelmäßig. Atme die würzige Luft ein, auch

wenn dir schwindlig wird dabei. Der Platz ist ideal, um den angeschwemmten Informationsmüll aus deinem Kopf zu entsorgen.« (...)»

»Wo ist er geblieben, der Augen-Blick? Dieser Moment, in dem sich zwei fremde Menschen im Vorübergehen erkennen und in Sekundenschnelle Einverständnis erzielen. Über alles. Ein sanfter Stromschlag mitten ins Herz. Leider sind solche Augenblicke selten geworden. Warum eigentlich? Wir suchen doch alle nach diesem einen Funken, der die Batterien schlagartig auflädt und uns das Leben wieder schmecken lässt.«

Es ist alles zum letzten Mal. Wenn wir das einsehen würden, ginge uns die Liebe auf. (Ilse Aichinger)

So viel zur Form, zur Struktur, die sehr dazu beiträgt, dem Leser die Gewissheit zu vermitteln, immer noch im gleichen Buch zu lesen, wenn er auf der Achterbahnfahrt durch Erlebtes und Erlittenes, Verspürtes und Erfahrenes an die unterschiedlichsten Orte und durch die unterschiedlichsten Szenarien geführt wird und je für einen kurzen, aber prägenden Augenblick mit unterschiedlichsten Personen, die uns Wichtiges zu sagen haben, zusammengebracht wird.

Jedes Szenario, jedes Zitat, jede Zeile, jeder Satz öffnet ein Fenster. Jeder Blick aus diesen Fenstern weckt die Sehnsucht und stärkt den Mut, hinauszugehen, in diese Welt, um in ihr aufzugehen, um sie mit zu leben, mit zu gestalten und zu erhalten.

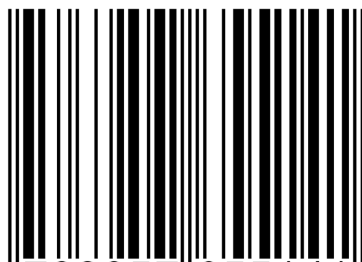
»OHGOTTOHGOTT« gibt es als edle Hardcover-Ausgabe, nach alter Väter Sitte per Fadenbindung zusammengehalten,

mit Schutzumschlag, Kapital- und Lesebändchen – und ich muss sagen, die Ausstattung ist dem Inhalt angemessen. Für den schmaleren Geldbeutel kann die inhaltsgleiche Taschenbuchausgabe die perfekte Lösung sein. Fragen Sie den Buchhändler Ihres Vertrauens.

Anm.d.Verlegers: Das Hardcover war ein Privatdruck, den es so nicht im Buchhandel zu erhalten gibt. Eventuelle Anfragen leite ich gerne an den Autor weiter. My.



2942-1837



9 783957 655141

PHANTASTISCHE WELTEN 2026



Der große KALENDER mit erlesenen Titelbildern aus PHANTASTISCH!, EXODUS und COZMIC von Dirk Berger, Frauke Berger, Thomas Franke, Jan Hoffmann, Paul Hoppe, Olaf Kemmler, Karsten Schreurs, Meike Schultchen, Hubert Schweizer, Michael Vogt, Thomas Thiemeyer und Helmut Wenske sowie einem Deckblatt von Timo Kümmel.

**A4, aufklappbar mit großem Kalendarium. Neu ab März für 15,00 €.
Portofreie Lieferung innerhalb Deutschlands!**

www.atlantis-verlag.de | www.exodusmagazin.de

phantastisch!

EXODUS

COZMIC